

## I.2 MODI DES SPIEGELBLICKS

1. Spiegel bedürfen der *Blicke*, um Spiegelbilder zu zeigen. Solange nur, als wir etwas in ihnen erblicken, wird es in ihnen abgebildet, *im Augenblick* der Abkehr ist das Bild schon vernichtet. Man könnte im *Blick*, jedenfalls in Anbetracht der Bilder, den *Herrn des Spiegels*<sup>1</sup> sehen; denn es sind Bilder *in irgend eines Auges* (auch eines *Kameraauges*<sup>2</sup>) *Perspektive*, Spiegelbilder *in niemandes Auge Perspektive* gibt es nicht.<sup>3</sup> Mit dem Blick als dem Herrn des Spiegels muß vertraut sein, wer dessen Bildern sich vertrauen will. Die Berechtigung, von *Modi des Blicks* zu sprechen, als von der jeweils unterschiedlichen Art und Weise, wie auf Unterschiedliches abzweckende Blicke *modifiziert werden*<sup>4</sup>, eröffnet zwar ein Recht, auch von *Modi des Spiegelblicks* zu sprechen.

---

1 | Siehe Abschnitt I.1.5 [ab S. 33] und Anm. 46 [auf S. 34].

2 | Engl. »camera-eye«; Ausdruck von John Dos Passos, U.S.A.

3 | Hingegen gilt, »daß das *physikalische* Phänomen der Spiegelung unabhängig von einem begleitenden Bewußtsein ist. [...] Spiegelungen gibt es, solange es Spiegelndes in der Welt gibt. Wahrgenommen zu werden brauchen sie nicht, um physikalische Realität zu sein«, schreibt Hans Heinz Holz, Die Selbstinterpretation des Seins. [Formale Untersuchungen zu einer aufschließenden Metapher, in: Hegel-Jahrbuch 1961], S. 68). Ich expliziere das Problem in der Studie »Spiegelbilder« [in diesem Band ab S. 111].

4 | Vgl. [René] Descartes, *Les Passions de l'âme*, article CXIII: »Il n'y a aucune Passion que quelque particulière action des yeux ne declare: & cela est si manifeste en quelques-unes, que mesme les valets les plus stupides peuvent remarquer à l'œil de leur maistre, s'il esz fasché contre eux, ou s'il ne l'est pas. Mais encore qu'on aperçoive aysement ces actions des yeux, & qu'on sçache ce qu'elles signifient, il n'est pas aysé pour cela de les descrire, à cause que chacune est composée de plusieurs changements, qui arrivent au mouvement & en la figure de l'œil, lesquels sont si particuliers & si petits, que chacun d'eux ne peut estre aperceu separement, bien que ce qui resulte de leur conjonction soit fort aysé à remarquer. [\* Es gibt keine Leidenschaft, die sich nicht durch eine eigentümliche Augenbewegung verrät. Bei einigen ist es aber so offensichtlich, daß selbst die stumpfsinnigsten Lakaien bemerken, ob ihr Herr gegen sie böse ist oder nicht. Obgleich man jedoch leicht die Augenbewegungen bemerkt und weiß, was sie bedeuten, ist es deswegen nicht so leicht, sie zu beschreiben, weil eine jede von ihnen aus verschiedenen Veränderungen zusammengesetzt ist, welche in der Bewegung und dem Aussehen der Augen vorkommen und die so spezifisch und so klein sind, daß eine jede von ihnen nicht getrennt festzustellen ist, wenn man auch das, was aus ihrer Verbindung hervorgeht, sehr leicht feststellen kann. (dt.: Klaus

*Spiegelblicke* Um jedoch das Triviale an diesen Rechten hinter sich zu lassen, ist es notwendig zu wissen, *was der Modus sei*; das weitere Wissen, was Modi des *Blicks* und des *Spiegelblicks* seien, folgt daraus erst.

---

Hammacher in: René Descartes, Die Leidenschaften der Seele, Hamburg 1984, S. 173)]«

Wie eine Illustration zu article CXIII (»Des actions des yeux & du visage« [\* Von den Augen- und Gesichtsbewegungen]) lässt sich Bernard Picarts Radierung »La Tranquilité, l'Admiration, l'Étonnement, l'Étonnement avec frayeur«, in: Conférence du Monsieur LeBrun, Paris 1713, auf den Text von Charles LeBrun: »Conférence sur l'expression des passions« ansehen. Abbildung in: Oskar Bätschmann, Nicolas Poussin, Landschaft mit Pyramus und Thisbe. Das Liebesunglück und die Grenzen der Malerei, Frankfurt a.M. 1987, S. 38f. LeBruns Text wurde zuletzt in der »Nouvelle Revue de Psychanalyse«, 21/1980, S. 109–121, nachgedruckt. LeBrun bezieht sich auf Erkenntnisse von Descartes.

Vgl. Charles Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren, Stuttgart 1872 (Reprint Nördlingen 1982), S. 232f. Vgl. auch Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Erster Band 1854, unter »Auge«; Zweiter Band 1860, unter »blicken«.

Eine immense Beispielsammlung enthält die Dissertation »Das Auge im Mittelalter« von Gudrun Schleusener-Eichholz, München 1985 (Münstersche Mittelalter-Schriften, Bd. 35/1–11). Insbesondere das bei Drucklegung hinzugekommene Kapitel XII, »Auge und Affekt« (S. 685–848), bietet Modi des Blicks die Fülle: reine, keusche, frohe, lachende, trauernde, begehrliche, stolze, mißgünstige, zornige ... Augen; Blickgebärden.

Auf Johannes Müllers einzigartige Abhandlung »Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere nebst einem Versuch über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick« (Leipzig 1826), eine für die Modi des Blicks unentbehrliche, leider nahezu vergessene Arbeit, gehe ich weiter unten ausführlich ein (I.2.3 [ab S. 50]). Allenfalls Müllers Bonner Antrittsvorlesung von 1824, »Von dem Bedürfniß der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung«, und sein Buch »Ueber die phantastischen Gesichterscheinungen. Eine physiologische Untersuchung mit einer physiologischen Urkunde des Aristoteles über den Traum, den Philosophen und Aerzten gewidmet« (Koblenz 1826) werden noch beachtet und nachgedruckt. Die Vorlesung vgl. in H. H. Holz/J. Schickel (Hrg.), Vom Geist der Naturwissenschaft, Zürich 1969, S. 53–82. Neuerdings wird Müller auch *philosophische* Aufmerksamkeit zugewendet; vgl. Bettina Wahrig-Schmidt, Johannes Müller. Die Monadenlehre und die Folgen, in: D[omenico] Losurdo/H[ans] J[örg] Sandkühler (Hrg.), Philosophie als Verteidigung des Ganzen der Vernunft, Köln 1988 (Studien zur Dialektik), S. 96–104.

2. Der Ausdruck ›Modus‹ hat viele Bedeutungen auf sich gezogen: *Modi des grammatische, logische, metaphysische, umgangssprachliche*. Sie alle, auch die zu Termini geronnenen, geben die *Art und Weise* an, z.B. wie ausgesagt oder wie verfahren wird. In der *Grammatik* benennt ›Modus‹ »die Einstellung der Sprechenden zu dem durch das Verb bezeichneten Vorgang«<sup>5</sup> sowie deren verbale Äußerungsform<sup>6</sup>: So werde mittels des Indikativs ein *Satzinhalt* »als faktisch oder als *Thatsache*«, mittels des Konjunktivs ein *Satz* »im Allgemeinen [...] nicht als Factum, sondern als *Vorstellung* (d.h. unter der Form der Vorstellung) ausgesprochen.«<sup>7</sup> In der *Logik* meint *Modus* eine der zahlreichen, durch Kombination von vier quantitativ und qualitativ verschiedenen Prämissen gebildeten Schlußweisen; man erinnere sich etwa der Namen der ersten Figur »*bArbArA*, *cELArEnt*, *dArII*, *fErIO*, in welchen Wörtern das A einen allgemeinen bekräftigenden, das E einen allgemeinen verneinenden, das I einen besondern bekräftigenden, und endlich das O einen insbesondere verneinenden Satz bedeutet.«<sup>8</sup> In der *Meta-*

---

5 | Hans-Jürgen Hillen, Lateinische Grammatik, Frankfurt a.M. 1971, S. 154.

6 | *verbale Äußerungsform*: *Nicht* – bzw. *kaum* flektierende Sprachen – wie Chinesisch bzw. Samoanisch, die Franz Nikolaus Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910, in »wurzel-« und »stammisolierende« unterschieden hat – können Modi, nicht unbedingt indogermanische, durch Hinzusetzen von Hilfswörtern ausdrücken. Vgl. Georg von der Gabelentz, Chinesische Grammatik. Mit Ausschluß des niederen Stils und der heutigen Umgangssprache, Berlin 1953 (Reprint der 1. Auflage von 1881), in der Einleitung zum Kapitel »Die Finalpartikeln« (§ 806): »Alle hier zu behandelnden Hilfswörter sind ihrer Wirkung nach *modal* [...].« Vgl. auch H. Neffgen, Grammatik der Samoanischen Sprache nebst Lesestücken und Wörterbuch, Wien/Leipzig o.J., z.B. S. 24: »Die Bildung des Imperativs ist einfach; entweder wird das nackte Verbum gebraucht, oder man setzt vor dasselbe ›*inak*‹ und hinter dasselbe ›*ia*‹, oder läßt nur ›*ia*‹ allein folgen.«

7 | C[arl] G[ottlieb] Zumpt, Lateinische Grammatik, 12. Auflage, Berlin 1865, S. 343, 347. »Der Conjunctiv«, lautet eine lesenswerte Anmerkung auf S. 347, »ist eine *Form*, die ich dem Satz gebe; auf den Inhalt kommt es nicht an. Daher wird *ich glaube*, *ich vermutete*, obgleich diese Wörter eine Vorstellung *enthalten*, im Indicativ ausgedrückt, insofern *glauben* und *vermuthen* als wirklich Statt findend ausgegeben werden. Aber wenn ich sage, *ich möchte glauben*, wenn ich *dächte*, so wird durch den Conjunctiv *glauben* und *denken* als etwas Vorstelltes ausgedrückt, mit der Andeutung, daß es nicht wirklich ist, oder auch nicht einmal sein kann.«

8 | Christian Wolff, Vernünftige Gedanken Von den Kräftten des mensch-

*Spiegelblicke* physik werden unter *Modus*, gemäß der Definition Spinozas, u.a. »substantiae affectiones, sive id, quod in alio est, per quod etiam concipiatur [ \* die Affektionen der Substanz oder das, was in einem anderen ist, durch das es auch begriffen wird]«<sup>9</sup> verstanden. In der *Umgangssprache* zielt »Modus« auf die Verfahrensweise: »den M. der Verteidigung festlegen; einen M. zur Verständigung finden; nach einem bestimmten M. vorgehen.«<sup>10</sup>

Um eine allgemeine *philosophische* Bestimmung des Modus zu gewinnen, gehe ich mit Josef König von Aristoteles aus. Er »unterscheidet bekanntlich das Was (τί) und das Wie (ποῖον) der Dinge. ‚Tisch‘ ist das Was dieses Dingens, aus Holz zu sein, sein Wie. Neben die Qualität (ποιότης) treten dann die übrigen Akzidenzen (συνβεβεκότα, πάθη)«<sup>11</sup>, das Quantum (ποσόν), das Relative (πρός τι) etc. Diese Bestimmungen oder Weisen-zu-sein (τρόποι), z.B. aus Holz, groß, breiter als zu sein, seien allesamt, als »die sinnlich faßbaren Eigenschaften der Dinge«, Beispiele »determinierender Eigenschaften oder auch determinierender Prädikate«.<sup>12</sup> Ihnen stellt König modifizierende Prädikate wie »gerecht«, »schön«, »gut«, »gütig« gegenüber<sup>13</sup>, in denen ebenfalls das Wie des Seienden erfaßt werden könne: »wie ist dies? schön oder gütig u. dgl.«, ebenfalls als eine Qualität, »die gleichsam entfernt ist von dem durch sie Qualifizierten, als es die anderen Akzidenzen sind.«

Die Grammatik, genauer, der Redeteil *Adverb*, vermag zur Klärung des problematischen »Entfernter-liegen[s; J. S.] der Art und Weise« beizutragen. »Nach Aristoteles würde das Tun und Leiden<sup>14</sup> dem determinierenden Wie zuzurechnen sein. Wie jedoch tut einer, was er tut?« fragt König. »Dies sagt das Adverb als eine gleichsam entferntere Bestimmung«, antwortet er. »Das Adverb ist von daher die Bestimmung

---

lichen Verstandes Und Ihrem richtigen Gebrauche In Erkäntniß der Wahrheit, Den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet, 8. Auflage, »hin und wieder vermehret«, Halle im Magdeburg 1736, S. 89.

9 | Spinoza, Ethik, pars prima, deff[initio] V; [übers. von Jakob Stern, in: Ethik, lat.-dt., Stuttgart 1977, S. 5].

10 | Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, Band 4, Mannheim/Wien/Zürich 1978, unter »Modulk.

11 | Vgl. Josef König, Sein und Denken, Halle a.d. Saale 1937, S. 6–7 (§ 2. »Vorbemerkungen über den Begriff des Modus«). Zitate, die diesem kurzen Abschnitt entnommen sind, werden hier nicht besonders nachgewiesen.

12 | Vgl. ebd., S. 2.

13 | Vgl. ebd.

14 | Also auch Aktiv und Passiv, die als grammatische Kategorien den philosophischen *Tun* und *Leiden* entsprechen.

einer Bestimmung oder die ›bestimmte Bestimmtheit‹, wie Hegel den *Modi des Modus* faßt.«<sup>15</sup> Aber die Grammatik belehrt uns, daß im Terminus ›Ad- Spiegelblicks verb‹ das Problem des Modus verengt wird: die sogenannten *Adverbia* treten, ihres Begriffes spöttend, auch Adjektiven und sogar Substantiven bei. Im Lateinischen z.B. ist »*ein vere puer derjenige, welcher die Eigenschaft eines Knaben im wahren Sinne besitzt*« (wohingegen *verus puer einer* ist, »*welcher außer seiner Eigenschaft als Knabe noch*

---

15 | Der betreffende Passus lautet bei [G.W.F.] Hegel, [Wissenschaft der] Logik, zit. nach der Theorie-Werkausgabe, Frankfurt a.M. 1969, Bd. 6, S. 197 (Der Modus des Absoluten. Anmerkung. Spinozistische und Leibnizische Philosophie): »*Das Dritte, der Modus, ist bei Spinoza Affektion der Substanz, die bestimmte Bestimmtheit, was in einem Anderen ist und durch dies Andere gefaßt wird.*« Das ist Hegels deutsche Version der oben im Text angeführten Definition Spinozas.

Karl Christian Friedrich Krause, ein Schüler Schellings, hinterließ Niederschriften aus den Jahren 1812–1815, die August Wünsche unter dem Titel »Zur Sprachphilosophie« herausgegeben hat (Leipzig 1891).

Im Abschnitt »Gliedbau der Sprache« findet Krause eine Formulierung für das *Adverb*, die Hegels Formulierung für den Modus ähnelt. Von den sogenannten *Eigenwörtern* schreibt er: »[...] sind sie dem Hauptworte angefügt, so sind sie *Haupt-eigenwörter* (Adjectiva), finden sie sich aber an irgend andern Redetheilen, so sind sie *Eigeneigenwörter*, d.h. Eigenwörter, welche fernere Eigenschaften von Eigenschaften bezeichnen (Adverbia), z.B. in [...] *liebt innig* bezeichnet *liebt* eine Eigenschaft, und *innig* wiederum die Eigenschaft dieser Eigenschaft.« (Ich zitiere Krause nach Heinrich Junker, Sprachphilosophisches Lesebuch, Heidelberg 1948, S. 138.)

Auch Alexander Pfänder, Logik, 2. Auflage, Halle a.d. Saale 1929, S. 312, erinnert an Hegels *bestimmte Bestimmtheit* und Krauses *Eigeneigenwörter*, wenn er die »*Adverbialbegriffe* oder doppelstufigen Nebenbegriffe« charakterisiert: »Auch sie meinen *Gegenstände*, auch sie fassen die gemeinten Gegenstände *gedanklich unselbstständig*, aber sie fassen sie *zweistufig unselbstständig*, indem sie die Gegenstände hinordnen auf solche Gegenstände, die selbst schon unselbstständig, aber nur einstufig unselbstständig gefaßt sind. So faßt z.B. der Begriff »*schnell*« in dem zusammengesetzten Begriff »*eine schnell laufende Turbine*« das gegenständliche »*schnell zweistufig unselbstständig*, indem er dasselbe nicht der selbstständig gefaßten Turbine, sondern direkt nur dem Laufen der Turbine, aber diesem als unselbstständig gefaßten Gegenstand zuordnet, der seinerseits erst an der selbstständig gefaßten Turbine ihren [seinen; J. S.] endgültigen gedanklichen Halt findet.« Die *zweistufige Unselbstständigkeit* des Adverbs entspricht, wie Krauses *fernere Eigenschaften*, dem *Entfernter-liegen* der Art und Weise.

*Spiegelblicke* wahrhaftig ist«).<sup>16</sup> Wie jedoch *ist* einer, was er, *ist* etwas, was es ist, ließe Königs Frage sich abwandeln: »Kann überhaupt ein Seiendes ihm, dem Modus, »entgehen«?

Der Unterschied von Eigenschaften bzw. von Prädikaten, determinierend *oder*<sup>17</sup> modifizierend zu sein, gilt auch von Adverbien<sup>18</sup>: das Wie eines Tuns z.B. ist gleichfalls das eine oder das andere. »Er geht *schnell* davon«, »er lacht *laut*«, »er schreibt *steil*« sind Exempel des ersten, »er geht *glücklich* davon«, »er lacht *zynisch*«, »er schreibt *schön*« sind solche des zweiten Falles. Allgemeiner können wir von dem Wie des Seienden sprechen: Als *determinierendes* ist es das Wie eines sinnlich faßbaren Wirklichen; hingegen ist »es das *modifizierende* Wie des Seienden«, definiert König, »[...] das Wie eines gewissen Wirkens«<sup>19</sup>, das, ebenso wie die modifizierenden Prädikate, »das große Rätsel der *Unsinnlichkeit* dessen, was ist, gewahren« lässt.<sup>20</sup> Einem Wie antwortet ein So; einem Wie des Wirklichen antwortet ein *soundso-Wirkliches*, einem Wie des Wirkens ein *so-Wirken*.<sup>21</sup> [...] wenn z.B. ein Zimmer leer-wirkt, nicht etwa leer zu sein scheint«, sei das »leer-Wirken [...]»

---

16 | C. G. Zumpt, [Lateinische Grammatik,] a.a.O. [Anm. 7], S. 189.

17 | Gebraucht im Sinne des *nicht-ausschließenden* »oder«. Zwar gibt es *nur*-determinierende Prädikate (»klein«, »sauer«, »schnell« etc.), doch sind die modifizierenden Prädikate *auch*-determinierende; sie haben den Unterschied zu determinierenden als einen *Selbstunterschied* in sich; vgl. J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 3.

18 | Sind es keine echten *Adverbia*, sollte man besser einen allgemein, d.h. auch auf andere Redeteile als Verben anwendbaren Terminus gebrauchen. Das von Apollonios und Dionysios Thrax verwendete »ἐνκλισις« meint Adverbien als »Aussagen über die *Verbalformen*«; vgl. Heinrich Steinalth, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die »Logik«, Zweiter Teil, 2. Auflage, Berlin 1891, S. 320 (Hervorh. v. m.). Steinalth moniert ein altes terminologisches Übel, wenn er schreibt (ebd.): »Dass das Adverbium auch das Adjectivum bestimmt, wird von Apollonios außer Acht gelassen.«

19 | J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 7 (Hervorh. v. m.).

20 | Ebd., S. 1.

21 | »so-Wirken«: Begriff von J. König in: ebd., *passim*. »soundso-Wirkliches«: Ich bilde diesen Begriff in Anlehnung an die logistische Theorie der Beschreibungen (*description*), da determinierende Eigenschaften »unmittelbar (Qualitäten) oder mittelbar (Quantitäten) *sinnlich aufweisbar*« (ebd., S. 1), und d.h. *beschreibbar* sind. Vgl. Alfred North Whitehead/Bertrand Russell, Principia Mathematica, vol. I, 2<sup>nd</sup> ed[ition], Cambridge 1960, S. 30: »By a »description« we mean a phrase of the form »*the so-and-so* or of some

die Weise, in der das Zimmer *da ist*«, führt König aus; »es ist die Weise *Modi des oder das Wie seines Seins*.«<sup>22</sup> Das *so*-Wirken ist demzufolge ein *so-Sein*, *Spiegelblicks* als solches ist es »der Träger der modifizierenden Prädikate [...]. Das *adverbiale so* des *so*-Wirkens tritt damit zugleich auf als *adjektivische* Qualität: die Geste wirkt majestatisch (Adverb), und wir sprechen von ihr als einer majestätischen.«<sup>23</sup> Von dem *soundso*-Wirklichen indes lässt sich schlechterdings *nicht* sagen, es sei als *soundso-Sein* der Träger der *determinierenden Prädikate*<sup>24</sup>; vielmehr ist es *selber nichts als Beschaffensein*, d.h. in gewisser Weise *nichts als Prädikat*<sup>25</sup>, und schon gar *kein beschaffen-Wirken*.

Der Modus ist ein determinierender oder ein modifizierender; als determinierender ist er die Art und Weise des *soundso-Wirklichen*, als modifizierender, *Modus stricto sensu*<sup>26</sup>, ist er diejenige des *so-Wirkens*. Determinierende wie modifizierende Eigenschaften kommen *beide*

---

equivalent form.« Die Definition des *Soundso* impliziert dessen *Einzigkeit* und *Existenz*. – Vgl. das Kapitel »Beschreibungen« in: Betrand Russell, Einführung in die mathematische Philosophie, München 1923, S. 168–181.

22 | J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 27f. Daran schließt sich der Satz: »Das Zimmer ist da sozusagen auf leere oder in leerer Weise; ›leer‹ ist insofern *Adverb* dieses *Daseins* und *Seins*« (ebd., S. 28).

23 | Ebd., S. 32. (Die ersten beiden Hervorhebungen von mir.)

24 | Zweifellos ergibt die auch hier mögliche Umformung des adverbialen in adjektivische Qualität – etwa die Umformung von »sie liest langsam« in »ihr langsames Lesen« – eine semantische Differenz. – Sprachphilosophisch ebensowenig relevant, obwohl von sprachwissenschaftlichem Interesse, scheint mir zu sein, daß ein Adverb sich prinzipiell *gleichbedeutend* umformen lässt: »[...] die Identität von ›promptement = avec promptitude‹ oder ›ici = dans ce lieu‹ deutet ein Strukturschema Adv. = Präd. + Substantiv an.« Vgl. Jürgen Kurt Schmidt, Sprachtheorie und Semantik in den Cahiers von Paul Valéry, Diss., Kiel 1965, S. 201. Schmidt zieht dafür außer Valéry noch Ferdinand Brunot, La Pensée et la Langue, Paris 1922, bei.

25 | Nehmen wir das *soundso*-Wirkliche als Substanz (Ding), können wir Kant in Anschlag bringen: *Akzidenzen* – determinierende Eigenschaften – »heißen« die »Bestimmungen einer Substanz, die nichts anderes sind, als besondere Arten derselben zu existieren« (Kritik der reinen Vernunft, B 229).

26 | Mit König ([Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 222) merke ich an: »In bezug auf das Wort ›modus‹ darf daran erinnert werden, daß es das *Maß* bedeutet. Die Wurzel ist *med* oder auch *mod*; die Worte *meditari* (›erwägen, abmessen‹) und unser *messen* gehen auf sie zurück. Die modifizierende Rede drückt insofern das Ergebnis eines ursprünglichen Messens, Schätzens oder

*Spiegelblicke* »dem Ding rein auf dem Grunde seiner selbst [...] den entsprechenden Sachen rein auf deren eigenem Grunde« zu<sup>27</sup>; insofern sind determinierender wie modifizierender Modus *beide* bestimmte Bestimmtheiten (Hegel) »*der res selbst*«. Jedoch gilt für den modifizierenden *Modus* dasselbe, was König den modifizierenden *Prädikaten* zuspricht: »[...] daß sie ihren Trägern allererst *zuwachsen*, wenn der fühlende Mensch vor diese hintritt. [...] Dinge dieser Art sehen uns von sich aus an; wir werden von ihnen angeweht; sie kommen uns mit ihrem eigenen bestimmten Sein entgegen; und doch gilt alles dieses nur bezüglich, d.h. nur *wenn* wir ihnen *gleichsam* entgegengehen.« Auch der modifizierende *Modus* verlangt, eben um des *so-Wirkens* willen, *daß ich mich* dem *so-Wirkenden* *zuwende*, um seiner gewahr zu werden.

3. Z.B. wende ich mich *dem eignen Spiegelblick* zu, dessen ich in *meinem gespiegelt enteigneten Blick gewahr werde*. Das Verb *gewahr werden* birgt in *gewahr* die Erinnerung an ein modifizierendes Prädikat: »wägend; auch richtet es sich zu frühen Zeiten seines Gebrauchs vorzugsweise auf Objekte *des Sehens*.<sup>28</sup> Infolgedessen taugt es sozusagen schon etymologisch, der Vergewisserung eines Spiegelblicks angemessen Ausdruck zu geben: *Spiegelblicke* als *Augenblicke* vor dem Spiegel, welche das Wissen um ihn *eo ipso* enthalten<sup>29</sup>, sind ausnahmslos *so-Wirkende*, ihre Modi sind allesamt *modifizierende*; das Blicken dieser Augen, was immer darin zu lesen, ist immer *ein so-Wirken*. Das sich-Spiegeln dieses Blickens wird allein durch *modifizierende* Prädikate ausdrückbar sein.

---

auch Kostens aus.« – Vgl. auch Alois Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Auflage, Heidelberg 1910, unter *modus* und *meditari*.

27 | J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 4f. Die zwei weiteren Zitate dieses Absatzes stehen beide auf S. 5 von »Sein und Denken«. Das letzte ist ein schönes Beispiel für das philosophische Pathos, dem König sich gelegentlich überläßt.

28 | Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, a.a.O. [Anm. 4], Sechster Band 1911, unter *Gewahr*. Drei Grundbedeutungen sind verzeichnet, das Wörterbuch gibt sie als *Gewahr* (wahr), *G[ewahr]* (fem.) und *G[ewahr]* (aufmerksam) getrennt an. Das in Frage stehende *gewahr*, das nhd. nur noch in *gewahr werden* vorkommt, leitet sich *nicht*, wie man unbelehrt annehmen möchte, von der ersten Bedeutung (*wahr*), sondern von der dritten her: *achtsam*, sich steigernd zu *fürsorglich*. Es gehört etymologisch zu dem ahd. Substantiv *wara*, das soviel wie *geistige Inbetrachtnahme, Erwägung* (lat. *consideratio*) meint.

29 | Siehe I.1.2 [ab S. 23 in diesem Band].

Von einem liebevollen, einem ängstlichen, einem wehmütigen, *Modi des* einem herausfordernden Blick lässt sich als von einem je *besonderen Spiegelblicks* Blick sprechen, einzig der *Spiegelblick*, der mittelbare wie der *unmittelbare*, ist ein *ausnehmend besonderer* Blick.<sup>30</sup> Anders gesagt, unsere Blicke, in verschiedener Absicht getan, sind *verschiedene* Blicke; der *Spiegelblick* ist ebenfalls ein von ihnen *verschiedener*, jedoch zugleich als *Blick* verschiedener, deshalb *unterschiedener* Blick.<sup>31</sup> So schaut die böse Königin, ihr sich spiegelndes Auge gespiegelt, hoffärtig auf das vis-à-vis, wenn sie nach der Schönsten im ganzen Lande fragt. Da der *Spiegelblick* ein von irgend anderen Blicken *verschiedener und außerdem unterschiedener* Blick ist, hat er den *Unterschied* zu ihnen als *einen Selbstunterschied in sich selber*. Die logische Sachlage ist dieselbe wie bei modifizierenden Prädikaten, die ja gleichfalls den Unterschied zu determinierenden als einen *ihrer selbst in sich* haben.<sup>32</sup> Freilich müssen wir uns hüten, den Unterschied zwischen einem *Blick*, beliebig welchem, und einem *Spiegelblick* als einen zwischen determinierenden und modifizierenden Modi zu denken; denn *in beider Art und Weise* sind die Blicke *so-Wirkende*, denen ausschließlich *modifizierende* Prädikate anstehen. Ihr *Selbstunterschied* ist einer *innerhalb eines*, des modifizierenden Modus, mithin dessen *innerer Unterschied*.

Nicht zwar die *Physis* des Auges, jedoch dessen *Blicken* haben die Wissenschaftler, außer dem *einen* Johannes Müller, stets ge-

---

30 | Zum mittel- bzw. unmittelbaren Spiegelblick siehe wieder I.1.2 [ab S. 23]. Den Ausdruck *ausnehmend besonderer* Blick gebrauche ich, antizipierend, in Anlehnung an Königs Formulierung, »daß ein Spiegel als sichtbares Ding ein anderes ist, als die sichtbaren Dinge, die es zu spiegeln vermag; anstatt des letzten werden wir auch kurz, aber streng gemeint sagen: daß ein Spiegel als solcher ein *ausnehmend besonderes* sichtbares Ding ist« ([Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 118). Die Sache selbst habe ich, ohne auf König zu rekurrieren, in I.1.2 auseinandergelegt; es scheint mir in der Logik dieser Sache zu liegen, daß dem ausnehmend besonderen sichtbaren Ding Spiegel auch der ausnehmend besondere sehende *Blick in den Spiegel* entspreche. Den Begriff der ausnehmenden Besonderheit greife ich in der Studie »Spiegelbilder« [ab S. 115 in diesem Band] wieder auf.

31 | Scheinbar ist der unmittelbare Spiegelblick sogar *doppelt* von anderen Blicken verschieden: erstens als *besonderer*, zweitens als *ausnehmend besonderer* Blick. Aber das Besondere eines Blicks geht in das ausnehmend Besondere dieses Spiegelblicks ein, d.h. es wird spekular modifiziert. Z.B. ist die Wehmut eines Blicks nicht dieselbe wie die Wehmut eines unmittelbaren Spiegelblickes. Siehe auch I.2.4 [ab S. 57 in diesem Band].

32 | Siehe Anm. 17 (zu I.1.2) [ab S. 23f. in diesem Band].

*Spiegelblicke* ring geschätzt; Müllers »Versuch über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick«<sup>33</sup> besticht durch goethisch geübte Beobachtung und Beschreibung. Auch die *Physiognomik* des Auges, beklagt der Autor, habe »sich immer mit dem Blicke selbst gütlich abgefunden. Man ist gewöhnlich nicht über die Augenlieder hinausgekommen«, »bald beim Bewundern stehen geblieben«.<sup>34</sup> Die Meinung LeBruns, die Augäpfel drückten durch ihre Bewegung »nur Leidenschaft überhaupt, die Augenlieder und Augenbrauen aber den Modus der Leidenschaft aus«, könne man »nicht einmal für seinen malerischen Standpunkt wahr finden«.<sup>35</sup> [Della] Porta, heißt es, »ruht, außer einzelnen sinnreichen Andeutungen, nur auf Vergleichungen mit Thieren«, und Lavater sei »über die Augen weggeeilt«, sei »nirgenddürftiger, als in dem kargen Abschnitte über die Augen«.<sup>36</sup> Allerdings sind spätere Physiognomen darüber nicht mitteilsamer: für Stirn und Kinn, Nase und Mund haben sie viele Seiten, den menschlichen *Blick* zu ergründen, überlassen sie dem, freilich oft trefflichen, Einfall der Dichter.<sup>37</sup> Erst recht fehlt jede Auskunft, ob und wodurch unser Blick in den *Spiegel* von anderen Blicken sich

---

33 | Zu Johannes Müller siehe Anm. 4 [auf S. 43f.]. Die siebzig Seiten des Versuchs bilden Teil VI der dort angeführten Abhandlung vom Gesichtssinn (der Müller als Teil I seine Antrittsvorlesung beigegeben hat). Nach der Abhandlung ist im folgenden zitiert.

34 | Ebd., S. 237.

35 | Ebd., S. 236. (Hervorh. v. m.) Zu LeBrun siehe Anm. 4 [auf S. 43f.].

36 | J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 237. – Giambattista della Porta, bekannt als Autor einer weit und lange verbreiteten »Magia naturalis« (1558 in vier, 1589 in zwanzig Bänden), arbeitete auch über diverse technische und naturwissenschaftliche Gegenstände: z.B. über den Dampfdruck, das Fernrohr, die Meteorologie, etc. Auf della Portas Bemerkungen über *Spiegel* komme ich in anderen Studien zurück. – Johann Kaspar Lavater, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, 4 Bde., 1775–1778; an ihnen hat auch Goethe mitgearbeitet (vgl. auch »[Aus meinem Leben] Dichtung [und] Wahrheit«, Buch XIX).

37 | Dafür typisch ist Rudolf Kassner, Die Grundlagen der Physiognomik, Leipzig 1922, ein eher geist- als sinnreiches Buch. Äußert Kassner sich überhaupt einmal zum Auge, liest es sich so: »Nun besitzen aber die Weddahs in Ceylon, die selten von Reisenden erblickt werden, weil sie nie den Urwald verlassen, überaus gefährliche Bogenschützen, hohe, steile Stirnen, dazu dann kleine, traurige, scheue Augen« (ebd., S. 27). In seinem Buch »Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiogn-

unterscheide; sogar Müller säumt hierin. Gleichwohl muß er zu Wor- *Modi des te* kommen, bleiben *Spiegelblicke*, erwerben wir keinen Verstand für *Spiegelblicks Blicke schlechthin*, doch unverstanden.

Seine Aufgabe sei »keine geringere«, schreibt Müller<sup>38</sup>, als »ein physiologisches Terminologium der Bewegungen der Augen und des Menschenblickes zu entwerfen, von welchem die Aussicht wäre, die objectiven Gründe des verschiedenen menschlichen Blickes beiläufig zu erkennen«; Blicke, denen bis dahin vornehmlich antike Autoren die Characteristica gefunden hatten: »ὁφθαλμοὶ πάντα θεοροῦντες ἀχλυώδης« (Aristoteles), »ἀφθαλμὸς ύγρὸς ὁ εὐκαταφερτὸς εἰς ἥδονάς <sup>5</sup> [ \* Es ist in feuchtes Auge, welches zu Freuden führt] (Hesychios), »oculi ludibundi et illecebrae pleni [ \* lustige und verführerische Augen]« (Aulus Gellius).<sup>39</sup> Wie Goethe den Farben eine »sinnlich-sittliche Wirkung« attestiert, z.B. das hochwürdig-Wirken des Purpurs,

---

mik«, Leipzig 1919, trägt Kassner ein wenig mehr, wenn auch ebenso Anfechtbares zum geistigen Ausdruck des Auges bei: »Ich habe einmal [...] eine Lüge gesehen, die nicht im Auge als Spiegel, sondern – wenn ich so sagen darf – im Augapfel war, ganz rund, körperlich und greifbar wie dieser, die Lüge als Position [...] die Lüge im Auge nackt, unschuldig, seiend und nicht reflektierend« (ebd., S. 25f.); zum Gesicht des Verbrechers: »Das Nichtsehen der kleinen, wie eingeritzten, wunden Augen darin ist die Gewalt, die hier das Fleisch dem Fleische antun [...] will« (ebd., S. 29); »Den Verbrecher werden wir im Auge, im Gesicht, den heimlich Schuldigen im Nacken erkennen« (ebd., S. 35); im Vergleich zur Hand: »[...] welche auch mehr verrät als das Auge. Im Auge ist die Sünde, in der Hand das Laster« (ebd.).

Weit seriöser, obschon nicht befriedigend, ist Carl Gustav Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß, Radebeul/ Dresden 1938 (Reprint als 4. Auflage der 2. von 1858). Innerhalb des 400-Seiten-Buches behandelt Carus, der seinen Johannes Müller gelesen hat, auf vierzehn Seiten das Auge, die Augenbraue und das *innere Auge*, »mit der tiefsinngigen, oft leichter zu empfinden als in Worte zu fassenden Symbolik seines Gesamtausdrucks!« (ebd., S. 226); eine treffliche Charakteristik der modifizierenden Eigenschaften bzw. Prädikate.

38 | J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 237.

39 | Daß Augen, die *alles* schauen, *verdunkelt*, daß Augen auch *schmach-tend* den Lüsten geneigt blicken, sind berühmte antike Beispiele modifizierender Prädikate. *ύγρος* hat einen wahren Bedeutungshof ausgelegt (»weich, biegsam, geschmeidig, [vom Auge; J. S.] sehnüchtig und schwimmend«), die ursprüngliche, jede andere verantwortende Bedeutung ist ›naß,

*Spiegelblicke* nimmt Müller einen »physionomisch-ethische[n; J. S.] Ausdruck des Blickes« an<sup>40</sup>; diesen – mehr oder minder – *geistigen* Ausdruck, für den unsere Sprache kein eigenes Wort besitzt, nennt er, Plinius nutzend, *contuitus*.<sup>41</sup> *Mehr* oder *minder*: exemplifizieren wir an den lustigen, verführerischen Augen, von denen Müller bei Gellius liest; ursprünglich von himmlischer Effizienz, wirken sie schließlich recht irdisch. »Diejenigen Bewegungen, [...] die wir in der Natur am liebsten sehen, indem wir sie schön nennen, müssen auch einem schönen Blicke, einem, sinnvoll frei beweglichen Auge zukommen«, und wo eher kämen sie ihm zu, »als in dem Tanze einer schönen Gestalt. [...] Aber die Bewegungen der Augen, die den Tanzenden folgen, können auch frei ohne äußeres Ziel und Maß seyn. Es gibt einen Tanz der Augen in diesem Sinne«, Apuleius habe ihn der Venus zugeschrieben, »und ein

---

feucht, flüssig. Diese Grund- und Ausgangsbedeutung herrscht in vielen Jahrhunderten Physiologie vor; Friedrich Schiller z.B. schreibt in seiner ersten, Fragment gebliebenen Dissertation »Philosophia Physiologiae«, 1779, § 7: »Unter den Organen, welche das Objekt verändern, ist das Auge das weiteste, schönste, edelste. Ich sehe die Körper, wenn ich das Zittern des Lichtes auf ihren Flächen gewahr werde. Und da nun meine Nervengeister nicht auf den Flächen dieser Körper existieren können, so mußten die Unterkräfte des Auges das Licht auf jenen ebenso zittern machen, als es auf den Flächen der Körper gezittert hat. Dies ist es, was man das Objekt malen heißt. Dies geschieht *durch die Feuchtigkeit des Auges*« (abgedruckt in: Friedrich Schiller, Medizinische Schriften, hrg. von der Deutschen Hoffmann-La Roche AG, o.[0].., 1959, S. 45, Hervorh. v. m.).

40 | [Johann Wolfgang Goethe,] Zur Farbenlehre, Didaktischer Teil, 792; J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 290.

41 | Vgl. Plinius z.B. XI 145, XXXVII 63. Von Interesse ist die Bedeutungsverschiebung von Plinius zu Augustinus, von Naturkunde zu Theologie: »[Item, quod mihi dicit in aurem interiorem,] expectatio rerum venturarum fit contuitus, cum venerint, idemque contuitus fit memoria, cum praeterierint: omnis porro intentio, quae ita variatur, mutabilis est [...]. [\* Soll ferner falsch sein, was mir die Wahrheit ins innere Ohr ruft, daß die Erwartung künftiger Dinge dann, wenn sie da sind, zur Anschauung wird und eben die Anschauung dann, wenn die Dinge nicht mehr da sind, zur Erinnerung? Jede Anstrengung jedoch, die derart dem Wandel unterliegt, ist veränderlich.]« Conf[essiones], XV 18 [dt.: Aurelius Augustinus: Bekenntnisse, übers. von Kurt Flasch/Burkhard Mojsisch, Stuttgart 1993, S. 344]; >contuitus< steht bei Augustinus nicht mehr wie bei Plinius, für den geistigen Ausdruck, sondern für die geistige Anschauung.

bacchantisches Trunkenseyn der Augen aus verschwenderischer Le- *Modi des*  
bensfreude»; die »Buhlerin« kenne das Lockende dieses Blicks.<sup>42</sup> *Spiegelblicks*

Unsere Blicke seien »verschieden, wie die Schatten des Tages vom Morgen zum Abend«; es gebe »unendlich feine Unterschiede in der Temperatur des Auges, die nur durch die Bewegungen desselben gesichert sind«, und von diesen gelte, was wiederum Plinius sagt: »Oculos cum osculamur, animum ipsum videmur attingere [\* Die Augen zu küssen ist wie die Seele selbst zu berühren].«<sup>43</sup> Müller beschreibt und benennt wohl vier Dutzend verschiedene *Blicke*, jedem Contuitus bestimmt er den physiologischen Grund<sup>44</sup> »Neigung der Sehachsen«; Augenbewegung in Kreisen, regelmäßigen Kurven, Wellenlinien, und

---

42 | J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 265f. – Im Gegensatz dazu seien »uns die ortsverändernden wellenförmigen Bewegungen gewisser Thiere [...] weniger angenehm, ja nicht selten widrig«, führt Müller aus (ebd., S. 259ff.); sie hätten »etwas Bannendes für den Blick, ja ich möchte sagen, etwas Vernichtendes; und ich zweifle nicht, daß Alles, was von der Zauberkraft der Schlangen auf die Thiere erzählt und geträumt wird, auf den Gesichtseindruck jener Bewegung hinausläuft. Die Gewalt des Eindruckes beruht darauf, daß das Auge dieser Art der wellenförmigen lebendigen Bewegung fixirend nicht zu folgen vermag. [...] Die letzte Wirkung ist Lähmung der freien Bewegung des Auges durch die Meisterschaft einer äußern. Im höchsten Grade theilt sich der Schreck des Auges dem ganzen Körper mit, und alle Muskelbewegung ist augenblicklich vernichtet. Das Auge hat unter diesen Umständen *einen eigenen Ausdruck des Blickes*. Der Blick ist wesentlich gelähmt. Das Thier, das von den Bewegungen der Schlange gebannt wird, sieht sich nach keiner Flucht mehr um.« (Hervorh. v. m.)

43 | Plinius, zitiert nach J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 236.

44 | J. Müller gibt diese modifizierenden Prädikate von Augen und Blicken samt den sie determinierenden Physiologica auf den Seiten 255–295 (ebd.) an. Sie hier aufzuriehen, erlangte des Witzes, der allein im Geiste ihrer Beobachtung und im Stile ihrer Beschreibung liegt. – Müller wird der eigenen Maxime, die bereits seine Antrittsvorlesung formuliert (Abschnitt: Beobachtung und Versuch; nachzulesen in: Vom Geist der Naturwissenschaft, a.a.O. [Anm. 4], S. 68–75), ganz und gar gerecht: »Die Beobachtung schlicht, unverdrossen, fleißig, aufrichtig, ohne vorgefaßte Meinung. [...] Die Tugenden des beobachtenden Naturforschers sind sehr einfach, aber der rechte Sinn in der Beobachtung, die rechte Beobachtungsgabe und die Anwendung derselben«, beklagt Müller, »sind seltener unter den Naturforschern geworden, welche sich mit der Ergründung des lebenden Organismus beschäfti-

*Spiegelblicke* wiederum in geraden Linien; »Sehweite des beweglichen Blickes« etc. So trage der Mensch »seine Augen auch mit derjenigen mittleren Sehweite mit sich, in welcher ihm seine Beobachtung, seine Erfahrung gegeben wird«. Tüchtige Praktiker, die »den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf treffen«, hätten »selten einen großen Mesoropter«; eine sehr kurze Sehweite besäße, einen gleichsam geizenden Blick, wer »immer nur Geld zu zählen hat«.<sup>45</sup> Aber Kolossalköpfen eigneten ferner Horopter<sup>45</sup> und kleinste Neigungswinkel der Sehachsen: »In dem Blicke liegt nichts Menschliches mehr«; solche Augen kämen »dem Gotte zu, von dem es heißt: der Blick seiner Augenlieder läßt die Erde erzittern«, ein wenig bescheidener schlagen »geniale Denker, Dichter, Künstler« sie auf.<sup>46</sup>

Die Kongruenz zwischen *Augenbewegung* und *Augenausdruck*, genauer, das *Folgen* des *Contuitus* aus *Gründen* der Motion, verlangt anzunehmen, daß die modifizierenden Eigenschaften eines Blicks in die *ihn determinierenden eingebettet* seien.<sup>47</sup> Modifizierende Prädikate, laut König die »*Unsinnlichkeit* dessen, was ist, gewahren« las-

---

gen.« – Statt dessen häufen sich die Experimente; jedoch, um mit bedeutenden Worten Müllers diese, bis heute übermächtige Tendenz zu beurteilen (verurteilen): »Es ist nichts leichter, als eine Menge sogenannter interessanter Versuche zu machen. Man darf die Natur nur auf irgendeine Weise gewalttätig versuchen; sie wird immer in ihrer Not eine leidende Antwort geben.« – In diesem Zusammenhang verweise ich auf Carolyn Merchant, *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München 1987, S. 183: »Die Vernehmung von Hexen als Sinnbild für das Verhör der Natur, der Gerichtssaal als Modell für ihre peinliche Befragung und die Folter durch mechanische Hilfsmittel als Instrument zur Unterjochung des Chaos: dies alles ist grundlegend für die wissenschaftliche Methode als Ausübung von Gewalt und Macht.«

45 | J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 284f. – *Mesoropter*: »Jeder Mensch hat, wie es scheint, seine Alletagssehweite, die ich den *Mesoropter* des Blickes nennen will« (ebd., S. 284), d.i. die *mittlere Sehweite*. *Horopter*: »Die Entfernung des Convergenz-punctes der Sehachsen ist von uns [...] die *Sehweite* oder der *Horopter* der Augen genannt worden« (ebd., S. 239).

46 | Ebd., S. 299 bzw. S. 286.

47 | Man muß sich vor einer Verwechslung in acht nehmen. Hier liegt eine andere Sachlage vor, als die, daß die modifizierenden Prädikate »*auch* determinierende Prädikate sind« (denn »in der Tat determinieren sie ja gleichfalls ihre Subjekte«); J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 3. Die

send<sup>48</sup>, sind bedingt durch determinierende, die ihrerseits das *sinnlich Modi des Aufweisbare* wohl verwahren. Das Problem soll aufgeworfen, indessen *Spiegelblicks* nicht verfolgt werden, ob alles Modifizierende qua objektiv Begründete in Determinierendem qua objektiv Begründendem fundiert sei, womöglich ein *bene* fundatum. Denn geht nicht das Tun *dem Wie* des Tuns, liegt nicht das Sein *dem Wie* des Seins voraus? Ist nicht der Modus ein zwar *notwendig* Hinzukommendes, doch ein allemal *rein Hinzukommendes*? Die Antwort auf diese Fragen, sie heiße »Ja«, sei materialistischem Denken unverächtlich.

4. Daß mein Spiegelblick mich *mittelbar* belehrt, in einen Spiegel zu schauen, ändert nichts an dem Contuitus der Augen; ich blicke ebenso neidisch, belustigt, erstaunt auf einen extravagant gekleideten Mann, ebenso entzückt, beifällig, hilflos auf ein extrem modern gemaltes Bild, als hätte ich sie *unreflektiert* vor mir. Der mich meiner spekularen Sicht *unmittelbar* belehrende Blick zeigt hingegen *den Contuitus der Reflexion*, welcher dem geistigen Ausdruck, z.B. eines prüfend fixierenden, sich gleichsam überlagert hat. Eben *diesen* Contuitus beschreibt Marcel Proust an Madame de Guermantes; eine trouvaille spéculaire. »[...] je pouvais l'apercevoir devant sa glace, jouant, avec une conviction exempte de de'doublement et d'ironie, avec passion, avec mauvaise humeur, avec amour-propre, comme une reine qui a accepté de représenter une soubrette dans une comédie de cour, ce rôle, si inférieur à elle, de femme élégante; et dans loubli mythologique de sa grandeur native, elle regardait si sa voilette etait bien tirée, aplatisait ses manches, ajustait son manteau, comme le cygne divin fait tous les mouvements de son espèce animale, garde ses yeux peints des deux côtés de son bec sans y mettre de regards et se jette tout d'un coup sur un bouton ou un parapluie, en cygne, sans se souvenir qu'il est un dieu [\* (...) konnte ich sie vor ihrem Ausgang vor dem Spiegel stehen sehen, wie sie mit einer von Selbstvergessenheit und Ironie völlig entfernten Hingabe, ja Leidenschaft und der von schlechter Laune getrübten betonten Eigenliebe einer Königin, die sich dazu herbeiläßt, in einer Komödie bei Hofe als Soubrette aufzutreten, eine der ihren so untergeordneten Rolle spielte, wie die der eleganten Dame es war; in mythologisch bedingtem Vergessen der angeborenen Größe prüfte sie dann sogar, ob ihr Schleier auch straff genug gezogen sei, glättete ihre Ärmel, zupfte den Mantel zurecht, so wie der göttliche Schwan,

---

Sachlage ist vielmehr, daß sie als modifizierende eingebettet sind in determinierende Prädikate.

*Spiegelblicke* mit seiner wie aufgemalt wirkenden, blicklosen Augen zu beiden Seiten des Schnabels, alle Bewegungen seiner Tiergattung macht und sich auf einen Knopf oder Regenschirm stürzt, ganz Schwan und ohne seiner Gottheit noch eingedenk zu sein].«<sup>49</sup>

Das Schlüsselwort *»glace«* steht *einmal*, am Anfang; Proust setzt es dahin, wie jeder Erzähler täte, um die *Spiegelsituation* einzuführen. Um die Szene selber zu schildern, um den Blick der Herzogin zu reflektieren, benötigt er *glace* nicht. Man lese Satz für Satz und Wort für Wort, in jedem tritt die Guermantes sich selbst gegenüber, von jedem wären wir getäuscht, stände sie *nicht* vor dem Spiegel. Ein weiteres Schlüsselwort ist *»dédoulement«*; wer es für »Selbstvergessen«<sup>50</sup> nimmt, anstatt wortwörtlich bei *Entdoppelung* zu bleiben, begibt sich dessen Sinns, wahrhaft eines *widerspiegelnden*: Marcel sah die Herzogin *befreit (exempte)* von der Überzeugung, *dass ihre Verdoppelung aufgehoben sei*<sup>51</sup>, und *deshalb* befreit auch von Ironie. Sodann heißt *»représenter«* zwar (auf der Bühne) *»aufreten«*, heißt aber auch *»abbilden«*, *»vor Augen stellen«*; beides zugleich geschieht: Madame de Guermantes geriert sich wie eine Königin, die eingewilligt hat, eine Soubrette (*im Spiegel*) abbildend und (*sich selbst*) vor Augen stellend, *aufzutreten*. Dieses

---

49 | Marcel Proust, *Le côté de Guermantes*, Taschenbuch Ed[ition], Bd. I, Paris 1985, S. 34 [dt. siehe Anm. 50].

50 | Die Zitate in diesem Absatz sind sämtlich der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens entnommen: Marcel Proust, *Die Welt der Guermantes*, in: ders., *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Bd. III, Frankfurt a. M./Zürich 1955, S. 39. Die Übersetzerin wird nicht nur die hier geäußerte Kritik hinnehmen, sondern sich auch fragen lassen müssen, warum sie Wörter auslässt, z.B. *tout d'un coup*, oder Wörter übersetzt, die *nicht* dastehen, z.B. *»Hingabe«*. Leider haben Walter Benjamin (»Die wahre Übersetzung ist durchscheinend«, »Wörtlichkeit die Arkade«) und Franz Hessel nur die ersten zwei Bände des Romans verdeutscht.

51 | Zur (weiblichen) Verdoppelung vor Spiegeln vgl. Rilkes erstes der »Drei Gedichte aus dem Umkreis: Spiegelungen«. Zitiert werden die Strophen eins und zwei (Hervh. v. m.).

»O schöner Glanz des scheuen Spiegelbilds!  
Wie darf es glänzen, weil es nirgends dauert.  
Der Frauen Dürsten nach sich selber stillts.  
Wie ist die Welt mit Spiegeln zugemauert für sie.  
Wir fallen in des Spiegels Glanz  
wie in geheimem Abfluß unseres Wesens;  
sie aber finden ihres dort: sie lesens.  
*Sie müssen doppelt sein, dann sind sie ganz.*«

geschieht mit ihr: In mythologischem Vergessen (*dans loubli mythologique*) ihrer angeborenen Größe wollte sie sehen, prüfte sie sich (*regar-dait*), ob ihr Gesichtsschleier gut gestrafft wäre. *Mythologisch* nennen wir, von einem Mythos zu sprechen; wer »mythologisch bedingt« erfindet, der unterstellt, das herzogliche Vergessen angestammter grandeur würde vom Reden über den Mythos bestimmt; nur, hier wird angespielt auf den Mythos jenes göttlichen Schwans, dem Leda sich ergab. Als Schwan vergaß auch Zeus, er des Olymps, war ganz und gar bloß Tier; die Augen aufgemalt beiderseits des Schnabels, unbeteiligt die Blicke (*sans y mettre de regards*). Wer auf »blicklose Augen« kommt, verfehlt, daß Proust, im Bilde des gottvergessenen Schwans, den fixierenden Spiegelblick einer adelvergessenen Dame beschreibt.

Zu fragen ist, ob gewisse Blicke nur als Spiegelblicke möglich und gewisse andere als Spiegelblicke unmöglich seien. Der Blick der Madame de Guermantes z.B. unterliegt, in Ansehung aller ihm zugeschriebenen Details, der Alternative, einer von beiden Blicken zu sein; die Herzogin mag andere Personen, mag unreflektierte Dinge mit denselben teilnahmslos wirkenden Augen anstarren, sie vermag durch nichts von ihrer conviction de dédoublement, die sich zweifellos auf den Blick auswirkt, frei zu werden. Kritisiert aber Longinos, Xenophon, diesem Heros im Schreiben, stehe es nicht an, »τὰς ἐν τοῖς ὀφθαλμοῖς ἡμῶν κόρας λέγειν παρθένους αἰδήμονας«,<sup>52</sup> so nennt er einen derjenigen Blicke, die unmöglich Spiegelblicke sind: den (Xenophons Verallgemeinerung beiseite) jungfräulich schamhaften, von entkleideten Freundinnen und sogar vom eigenen nackten Körper sich abwendenden Blick. Der schamhafte Spiegelblick eines nackten Mädchens auf sich selber ist nicht dessen spekulare Modifikation, er ist ein ganz anderer.<sup>53</sup> Erinnert nun Longinos, um bei ihm zu bleiben, anschließend an Homers Ausdruck »hündische Augen« (»κυνὸς ὅμματα ἔχων«<sup>54</sup>), spricht er von einem auf beide Art möglichen Blick; doch übt der Spiegel, läßt er diesen ein, sein octroi.

52 | [Pseudo-]Longinos, [De] sublim[itate] [Περὶ Ὑποιους, Über das Erhabene] 4 (4). – Xenophon, rep[ublica] Lac[edaemonia] [Ἀκεδαιμονίων Πολιτεία, Die Verfassung der Spartaner] 3,5. Griech. *κοπτή* (»Mädchen«) ist unser »Pupille«, lat. *pupilla* (»unmündiges Mädchen«), weil ein Mädchen (*pupa*) sich in ihr darstelle, d.h. spiegele.

53 | Ernst Bloch (Verfremdungen I, Frankfurt a.M. 1962, S. 14) sähe das ganz andere des Körperblicks ohne Spiegel darin, daß ihm ein Wesentliches »gar nicht erscheint: ein Ohnekopf, ein Décapité ist der angeschaute Mensch vor sich selbst«. Ich komme darauf in der Studie »Spiegelbilder« in diesem Band [auf S. 115] zurück.

54 | Homer, Ilias 1, 225.

## Spiegelblicke

Nicht allein das Besondere des einen oder anderen Spiegelblicks, wie jenes von Proust oder jenes von Homer beobachteten, auch das *ausnehmend* Besondere des *Spiegelblicks als solchen* läßt sich angeben. Ich werde eines Blicks z.B. als eines spöttischen gewahr, *weil* er *so*, nämlich spöttisch, auf mich *wirkt*; auf jemand anderen mag derselbe Blick gutmütig wirken. Aber ist dieser Blick, der *auf mich und auf ihn verschieden* wirkt, überhaupt *derselbe Blick*? Sätze von Josef König abwandelnd<sup>55</sup>, ist zu antworten: Wenn ein Blick spöttisch-wirkt, nicht etwa spöttisch zu sein scheint, ist *das so-Wirken* des Blicks »dann unmittelbar *das Sein* [des Blicks; J. S.] und zwar das Sein desselben im Sinne eines gewissen Daseins«; das spöttisch-Wirken ist *die Weise*, in welcher der Blick *da ist*. Wir können *spöttisch* durch *gutmütig* ersetzen, so daß nunmehr das gutmütig-Wirken des Blicks unmittelbar dessen *Sein* ist, oder dessen *Weise da zu sein*.<sup>56</sup> Physiologisch ein und derselbe, ist der Blick *einmal vorhanden*; *so-wirkend* hingegen ist der *eine* Blick *zweimal da*.<sup>57</sup> Das *so-Wirken* sei »nur als erlebtes«, setzt König hinzu<sup>58</sup>, »*so-Wirken*«, d.h. *da-Sein*; das *vorhanden-Sein* eines Blicks ist von jemandes Erleben nicht bedingt. Ein Blick *ist* als spöttisch-wirkender *da*, *weil ich ihn so erlebe*, er *ist* als gutmütig-wirkender *da*, *weil ein anderer ihn so erlebt*. Das *Weil* in diesem (und dem obigen) Satz begründet das erlebte *so-Wirken* keinesfalls als *Ursache*, *woraufhin erst* das Gewahr-werden *nachfolge*; vielmehr sind Gewahren-als (Sehen-als) und *so-Wirken eines*, das Gewahr-werden *ist dessen Sein*.

Werde ich meines *Spiegelblicks* als eines spöttischen gewahr, kann ich ihn *schlechthin nur* als einen *so*, nämlich spöttisch-wirkenden, ge-

---

55 | J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 28; siehe I.2.2 [ab S. 45].

56 | König (ebd.) entsprechend, können wir formulieren: Der Blick ist da sozusagen auf gutmütige (bzw. spöttische) Weise; »gutmütig« (bzw. »spöttisch«) sind insofern *Adverbien* dieses *Daseins* und *Seins*.

57 | Eine Analogie zu diesem *einen* Blick, der *zweimal da-ist*, führt König an (ebd., S. 30): »Die Dinge, die so wirken, sind [...] keine als Dinge vorausgesetzten Dinge. Das Zimmer, das leer wirkt, ist nicht ein als Zimmer vorausgesetztes Zimmer. Freilich ist es auch nicht einfach deshalb ein Zimmer, weil es leer wirkt; wohl aber ist es deshalb beispielsweise ein Zimmer. Es ist möglich, daß ein Zimmer von dieser Seite her leer wirkt, von jener Seite her dagegen nicht. Und wenn nun ein Zimmer, das leer wirkt, ein Anderes ist, als ein Zimmer, das nicht leer wirkt, so ist ohne Widerspruch ein Zimmer (nämlich ein als Zimmer vorausgesetztes Zimmer) zwei Zimmer (nämlich zwei nicht als Zimmer vorausgesetzte Zimmer).«

58 | Ebd., S. 40.

wahren; er vermag *nicht anders*, z.B. gutmütig, auf mich zu wirken. Der *Modi des scheinbaren Widerspruch*, daß *ein* und der *selbe* Blick *zweimal* da sei, *Spiegelblicks* ist nicht allein *unmöglich*, sondern *notwendig*<sup>59</sup> unmöglich. Von jedem so-Wirken zwar, welchem immer, läßt sich aussagen, es sei *möglicher* Weise ein so-Wirken auf mehrere, also auf *uns*; von dem so-Wirken meines (oder deines) *Spiegelblicks* indes läßt sich *notwendiger* Weise *kein* für *uns*, wohl aber ein für *mich* (oder für *dich*) aussagen. *Notwendig* ist das seiner Gewahren-als, z.B. als eines spöttisch-wirkenden, *mein Sehen-als*, werde ich seines so-Wirkens gewahr als *eines Seins für mich allein*. Außer in meinem *Spiegelblick* wird kein wie auch geartetes Sein, mit niemandem zu teilen, *notwendig* mir jemals ansichtig. Das Spiegeln, trügerische Doppelung des Ich, *läßt mich einsam mit mir selbst zurück*; nicht einmal die mythische Gunst, die es Narziß erwies, daß er fortblühe in gewandelter Gestalt, wird mir zuteil. Schneller als jede Blüte ist mein Bild dahin.

5. Nicht selten sei es der Kopf, bemerkt Johannes Müller eher beiläufig, der, »in leisen schaukelnden Bewegungen begriffen«, »an still sinnen-de Menschen« auffalle, auch »an Liebenden«.<sup>60</sup> Kurz vorher erwähnt er das Bedürfnis, mittels Kopfbewegungen das Gesichtsfeld zu erweitern, findet darin jedoch nur einen »Mangel des Blickes« und »den Ausdruck der Ungeschicklichkeit«.<sup>61</sup> Die erste Stelle weist kaum rudimentär, die zweite gar ex negativo voraus auf eine Lehre, wie Viktor von Weizsäcker und Maurice Merleau-Ponty sie später vortragen<sup>62</sup>: Daß die Bewegung, den Modifikationen unseres Blickes kongruent, sich keineswegs auf Augenmuskeln und Augäpfel, Sehachsen und Neigungswinkel beschränke, daß *viel mehr der Körper insgesamt an ihr teilnehme*. Der eine meint uns berechtigt, »das ganze Geschehen – Sehen + Bewegen – *einen* Akt zu nennen«<sup>63</sup>, der andere uns genötigt, unseren Körper für

---

59 | Bloß unmöglich (d.i. nicht notwendig unmöglich) wäre er, handelte es sich darum, daß nur eine einzige Person anwesend ist.

60 | J. Müller, [Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes,] a.a.O. [Anm. 4], S. 267. Ebd. schreibt er auch: »Körper und Augen theilen hier die gemeinsame Bewegung; aber die Stellung der Augen in Beziehung auf das Haupt, ihren bewegten Boden wechselt in jedem Augenblicke.«

61 | Ebd., S. 265.

62 | Viktor von Weizsäcker, Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen, zuerst 1940; hier zitiert nach der Ausgabe Frankfurt a.M. 1973; Maurice Merleau-Ponty, L’Œil et l’esprit, Paris 1964; hier zitiert nach der deutschen Ausgabe »Das Auge und der Geist. Philosophische Essays«, hrsg. und übers. von Hans Werner Arndt, Hamburg 1984.

*Spiegelblicke* »ein Wahrnehmung und Bewegung Verbindendes« zu halten.<sup>64</sup> Beider Auffassungen ähneln einander, differieren aber, scheinbar Grund und Folge unter sich tauschend, jedenfalls in *einem*: Die Bewegung, so Weizsäcker, lasse »den Gegenstand erscheinen«<sup>65</sup>, als wäre sie in visu dessen Ermöglichungsgrund; die Bewegung, so Merleau-Ponty, sei »die natürliche Folge und das Zur-Reife-gelangen eines Sehens«.<sup>66</sup>

Merleau-Ponty spricht expresso verbo von einer *Folge*, Weizsäckers *Erscheinen-lassen* dagegen lässt einen *Grund* nicht zu. In *Wahrnehmen* sieht er »das Moment aktiven Handelns schon enthalten, nämlich das >Nehmen<. *Wahrnehmen* ist eben [...] eine *Selbsttätigkeit*«, ist Bewegung qua *Selbstbewegung*.<sup>67</sup> Wir dürfen über das >ist< nicht hinwegle- sen: »Die Wahrnehmung [...] ist«, steht emphatisch da, »*Selbstbewe- gung*«.<sup>68</sup> Das Prinzip ihrer Verbindung wird angegeben: keine Identität (ist *dasselbe wie*), sondern eine »*Verschränkung*«<sup>69</sup>, i.e. ein *Sowohl- als-auch*, welches gleichermaßen ein *Entweder-oder* ist. Weizsäcker erläutert das Prinzip am Beispiel der Drehtür, durch die wir sowohl *hinein* – als auch *hinausgehen können*, doch entweder *hinein-* oder *hinausgehen müssen*<sup>70</sup>, so daß unsere Sicht auf das jeweilige Vor-uns (und dem jeweiligen Hinter-uns Entgegengesetzte) eingegrenzt wird. Dementsprechend haben wir »es mit dem Verhältnis des gegenseitigen

---

63 | V. v. Weizsäcker, [Der Gestaltkreis,] a.a.O. [Anm. 62], S. 34. Der Begriff >Akt< ist biologisch zu verstehen.

64 | M. Merleau-Ponty, [Das Auge und der Geist,] a.a.O. [Anm. 62], S. 15.

65 | V. v. Weizsäcker, [Der Gestaltkreis,] a.a.O. [Anm. 62], S. 34. Dieser Formulierung gehen folgende Sätze vorher: »Wir betrachten einen Menschen, der einen Schmetterling beobachtet, welcher in seinem Gesichtsfeld erscheint. Man darf annehmen, daß zunächst sein Bild über ein Stückchen Netzhaut gleitet. Es folgt eine Blickbewegung in der Flugrichtung des Tieres, der bei dessen eigentümlicher Flugweise bald Kopfbewegungen, Rumpfbewegungen und Gangbewegungen folgen. Der Erfolg dieses vielseitigen Einsatzes der Muskulatur ist immer derselbe: sie ermöglichen eine möglichst kontinuierliche Abbildung des Tieres auf der zentralen Netzhautpartie. Auf diese Weise bleibt trotz mannigfacher Störung der Beobachter mit dem Tiere optisch vereint. Auch hier läßt also die Bewegung den Gegenstand erscheinen [...]« (ebd., S. 33f.).

66 | M. Merleau-Ponty, [Das Auge und der Geist,] a.a.O. [Anm. 62], S. 16.

67 | V. v. Weizsäcker, [Der Gestaltkreis,] a.a.O. [Anm. 62], S. 31f.

68 | Ebd., S. 50.

69 | Ebd.

70 | Zum Drehtürprinzip vgl. V. v. Weizsäcker, ebd. In einer Anmerkung zu dieser Stelle (ebd., S. 279, Anm. 13a) sagt Weizsäcker, das Gleichnis »stammt

Ausschlusses von Wahrnehmen und Bewegen zu tun«, mit ihrer *gegen-Modi des seitigen »Verbogenheit«*<sup>71</sup>, haben es zu tun mit einer, die *unsymmetrische Relation des Grundes zur Folge ausschließenden, symmetrischen Beziehung.*<sup>72</sup>

Lateinisch *>speculo<* wird vom Spähen, von einem mit-den-Augen-Lauern gebraucht; die Brüderschaft zwischen *>speculare<* und *>speculum<* besagt eher *Genealogie* denn *Etymologie*: *Spiegelblick*. Der Spiegel setzt das »Ausschlüssverhältnis«<sup>73</sup> der Verschränkung außer Kraft; die (laut Weizsäcker) in dieser enthaltene »notwendige Bedingung, daß die Tätigkeit, wodurch mir etwas erscheint, selbst nicht erscheint, und daß, indem mir etwas erscheint, ich auch tätig bin«<sup>74</sup>, *entfällt im*

---

nicht von mir, sondern wird gelegentlich von Lou Andreas-Salomé gebraucht (in »Mein Dank an Freud«, Wien 1931). Es wird wohl von da in mein Unbewußtes eingetaucht und später wieder erschienen sein.« Bei dieser Herkunft liegt der Begriff *>Verdrängung<* nahe. Tatsächlich lesen wir bei Viktor von Weizsäckers Neffen, Carl Friedrich v. W.: »Eine Wahrnehmung wird verdrängt, damit die andere möglich wird. Das ist das Drehtürprinzip. [...] Freuds Begriff der Verdrängung ist hier nicht zufällig aufgetaucht. Verdrängung ist notwendig, um das Ich zu stabilisieren. [...] Auch die Seele [...] blickt auf einmal nur in eine Richtung. Eben dies setzt der Begriff der gegenseitigen Verborgenheit voraus« (C. F. v. Weizsäcker, Gestaltkreis und Komplementarität, in: Zum Weltbild der Physik, 12. Auflage, Stuttgart 1976, S. 340).

71 | V. v. Weizsäcker, [Der Gestaltkreis,] a.a.O. [Anm. 62], S. 50. In einer Anmerkung zu dieser Stelle (ebd., S. 279, Anm. 14) bemerkt Viktor v. W.: »Ich werde der Versuchung nicht folgen, die mögliche Analogie zu [...] Entwicklungen der heutigen theoretischen Physik (Unbestimmtheitsrelation) zu untersuchen; es muß sich erst zeigen, ob der in der Unbestimmtheitsrelation liegende Dualismus etwas mit unserem Prinzip der gegenseitigen Verborgenheit von Wahrnehmen und Bewegen zu tun hat.« – Carl Friedrich v. W. hat, als Physiker, die Frage aufgegriffen und positiv beantwortet. Vgl. Abschnitt II,3: Die Einheit von Wahrnehmen und Bewegen, in: Der Garten des Menschlichen. Beispiele zur geschichtlichen Anthropologie, München/Wien 1977, S. 206–224, besonders. S. 215ff.

72 | Vgl. V. v. Weizsäcker, Pathosophie, Göttingen 1956, S. 360: »Hier geraten also Bewegung und Wahrnehmung in eine besonders enge und ausschließliche Beziehung. Außerdem ist eine Art von Symmetrie oder Spiegelbildlichkeit zu bemerken, derzufolge Bewegung das Wahrgenommene ist und die Wahrnehmung Bewegung wahrnimmt.«

73 | V. v. Weizsäcker, [Der Gestaltkreis,] a.a.O. [Anm. 62], S. 50. Im Buch irrtümlich *>Anschlussverhältnis<*.

74 | Ebd.

*Spiegelblicke* spekularen Ansehen meiner selbst. Nicht allein ist es möglich, sondern es ist notwendig möglich, daß die Selbstbewegung, durch welche mir ein Gegenstand erscheint, auch selber erscheint; ich kann sie überdies zum auszuspähenden Gegenstand meiner Blicke machen. Jeder Schauspieler, der einen Augenaufschlag, das Werfen eines *Blickes* vor dem Spiegel probt, weiß davon, er probt ja *deshalb* vor ihm. Sicherlich weiß er auch, wie eifrig er dort zu agieren habe, damit ihm die beabsichtigte Nuance gelinge. Jener andere aber, Kleist erzählt von ihm, ein junger Mann, »über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war«<sup>75</sup>, hatte die Unschuld seines Blickes, welche ihm die Selbstbewegung unentdeckt gelassen, eben vor dem Spiegel verloren, hatte die ihm eigen gewesene Grazie des Dornausziehers, »trotz aller ersinnlichen Bemühungen«, »tagelang vor dem Spiegel zu stehen«, »nachher niemals wieder gefunden«. Seine Grazie hätte sich, wie von selber, ihm neuerlich mitgeteilt, »wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen« wäre, so daß er sich, beinah ein »Gliedermann«, beinah ohne Bewußtsein aufgeführt hätte.

Merleau-Ponty nennt das »Ineinandergreifen« von Sehen und Bewegen ein »Rätsel«<sup>76</sup>; es zu lösen, geht er, wie Weizsäcker, von der Selbstbewegung aus: »Von einem Ding sage ich, daß es bewegt wird, aber mein Körper bewegt sich, meine Bewegung entfaltet sich.«<sup>77</sup> Dieses Sich, nicht denkend als gedachtes, vielmehr *empfindend als empfundenes*, werde »durch eine narzißtische Verbundenheit dessen, der sieht, mit dem, was er sieht, dessen, der berührt, mit dem, was er berührt«<sup>78</sup> konstituiert. Narzißmus ist, stricte, ein lediglich *im Sehen* begründbarer Modus des Empfindens und, strictissime, beschränkt auf den *Mythos einer Person* (weshalb die Rede von einem -ismus doppelt absurd klingt); jedenfalls, zur gedanken-, bedenkenlos gestreuten Metapher verblaßt und mißbraucht, drängt Narzißmus über das etwas-Sehen zu einem Gesehen-werden hinaus, und zwar zu einem *medialen Seiner-selbst-im-Spiegel-ansichtig-werden*. Merleau-Ponty kommt auf Spiegel wohl zu sprechen<sup>79</sup>, ihre entscheidende Rolle darin, »daß mein Körper zugleich sehend und sichtbar ist«<sup>80</sup>, vernachlässigt er. Der Körper »sieht sich sehend«<sup>81</sup>, heißt es, doch genau dieses vermag nicht, wer immer sich da sehe, außer durch *Reflexion*, in welcher das Selbst erscheint.

---

75 | Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater.

76 | M. Merleau-Ponty, [Das Auge und der Geist,] a.a.O. [Anm. 62], S. 16.

77 | Ebd.

78 | Ebd.

79 | Ebd., S. 21ff.

80 | Ebd., S. 16.

Ein bloßes *Miteinander* von Sehen und Bewegen hätte wenig Er- *Modi des staunlichen*<sup>82</sup>, dem Rätsel ihres *Ineinander* indessen sind noch weitere *Spiegelblicks* Silben zu finden; nicht alle werden in *Spiegelschrift* zu lesen sein. Den Wechsel des *Contuitus* zeigt ein Wechsel in der Konvergenz der Augen, in der Neigung ihrer Achsen an; die *Sehweite*, in der ihre Strahlen<sup>83</sup> zusammentreffen, verrät dem *Physiognomen* den Modus einer Blicke. Zuweilen widerspricht die *Sehweite* unserer Distanz zum Gegenstand, vor oder hinter ihm kreuzen sich dann die *Augenstrahlen*<sup>83</sup>, der Blick geht wie durch ihn hindurch oder visiert zu knapp. Augen, die sich an ihrem Objekt vermesssen, blicken indessen unverständlich, selbst wenn sie *erblicken*; hätten sie, was sie suchten, ohne Irren getroffen, wären sie kaum ohne Urteil. »Blick« und »blicken« sind Wörter aus dem Sinnbezirk des Auges, dem insbesondere »sehen« zugehört; jedoch drückt »blicken« keineswegs immer aus, *dab̄ etwas gesehen wird*. In solchen Fällen nimmt das Verb andere Bedeutungen als die alte von »blitzen«, »leuchten«, »glänzen« an; zum Beispiel verbindet es sich [mit] dem Dativ: einem »blicken« meint nicht »ihn sehen«, sondern »ihm mit einem Blick ein Zeichen geben«. Jeremias Gotthelf setzt beides auch nebeneinander: »Die Mutter hatte ihm geblickt, sobald sie ihn sah, das Mädchen aber schäkerte mit ihm.«<sup>84</sup> Des weiteren wenden wir den Blick, senken ihn, halten ihn zurück, *um etwas nicht zu sehen*, wie wir

---

81 | Ebd.

82 | Vgl. ebd., S. 16: »Dieses erstaunliche *Ineinander*greifen von Sehen und Bewegung [...].«

83 | Wie die Ausdrücke »Strahlen«, »Augenstrahlen« zu legitimieren sind, siehe Abschnitte I.2.8 [ab S. 72] und I.2.9 [ab S. 78]. – Einer Angabe bei Apuleius (*Apol[ogia]* 15) verdankt sich die Zuschreibung, der als Mathematiker und Naturwissenschaftler bedeutende Pythagoräer Archytas (1. Hälfte 4. Jh.) habe den Terminus »Strahl« (lat. *radius* für griech. *αὐγή*) im Sinne von »Sehstrahl« eingeführt; Apuleius vgl. bei Hermann Diels/Walther Kranz, *Die Fragmente der Vorsokratiker*, griech. u. dt., 6. Auflage 1951, S. 431. In welchem Sinn der mit Archytas befreundete Platon (427–347) den Ausdruck gebrauchte, ist schwierig zu entscheiden. »αὐγής [...] ἔχοντα τὰ ὄμματα μεστά», [De] *Rep[ublica]* VII, 516 a, meint sicherlich »die Augen voll Licht haben«; aber an einer Spiegel-Stelle des »Timaios« (46 b) übersetzt Marsilio Ficino, entsprechend der Grundbedeutung, »αὐγής mit »luminis«, Franz Susemühl, er womöglich ein besserer Kenner der optischen Lehren Platons, hingegen mit »des Sehstrahles«. Bereits Sophokles (496–406) hat, *Ai[ax]*. 70, »ὄμματων αὐγάκι«, wo es ebenfalls »Augenlicht« oder »Augenstrahl« heißen kann.

84 | Vgl. Grimm DWB, Zweiter Band 1860, unter »blicken«.

*Spiegelblicke* anderseits einen Blick werfen, ihn heben ihn schweifen lassen, *um etwas zu sehen*. Einige dieser Modi sind uns allen, auch ohne daß wir proben, durchaus vor Spiegeln angelegen.

Können wir also nicht sehen, *ohne zu blicken*, ist das Umgekehrte doch möglich: unser Blick bleibt dann *ohne Ziel*. Manch einem wird nachgesagt, daß er von Zorn *geblendet* sei, obwohl er *zugleich* zornsprühende *Blicke schleudert*. (Der Ausdruck steht nicht nur als Metapher im Gebrauch; heute trübt die Erregung unsere Sinne bloß, morgen raubt sie uns, ähnlich dem blendenden Sonnenlicht, alles Sehvermögen.) Manch andere wandeln gedankenvoll umher und nehmen, auf was ihr Blick fällt, nicht wahr. Beidemal entläßt das Auge *leere Blicke*, die nichts erblicken. Man darf diesen Mangel, einen *modus deficiens* in strengem Sinn, nicht geringachten: Wer aus Affekt, aus Affektiertheit nichts mehr sieht, erinnert oft an *Blinde*; wie sie wirkt er *unmenschlich* oder *menschenfern*. Deshalb erfaßt uns Grauen vor dem blind wütenden Ajax, ergreift uns Ehrfurcht vor Teiresias, dessen *blickloses Auge*, auf *Unsichtbares* gerichtet, den Tod des Spiegelknaben *voraussieht*.<sup>85</sup>

6. Die Göttin der Gerechtigkeit wird mit verbundenen Augen dargestellt: sie weiß, *was sie tut*, sieht aber nicht, *wem sie es tut*; vor ihren Augen, denen der Blick verwehrt ist, kann niemand Gnade finden. Zuteilen von Gnade setzt *Zuwenden des Blicks* voraus; auch sie selber wird, leuchtend im Lächeln des Auges, wenn sie vor Recht ergeht, dem einen und dem anderen zugewendet. Die Zuwendung des Blicks impliziert seine *Zueignung*; wen er auch trifft, jeden hat er *anders* getroffen, weil er von jedem *anders* betroffen ist. Unsere Blicke (hierin den Farben nach Goethes Lehre verwandt<sup>86</sup>) sind *Taten und Leiden zugleich*, auch Goethes weiterer Satz, daß ihr *Entstehen und sich-Entscheiden eins sei*<sup>87</sup>, paßt auf sie. Das Geschoß ist gleichgültig gegen das Ziel; es durchmißt seine Bahn, unangefochten, ob an deren Ende ein Feind, ein Freund oder der Schütze selber steht; es trifft *ohne Ansehen* der Person. Auch bleibt die Deformation beim Aufschlag, abhängig von Ballistik und Material, dem Geschosse äußerlich; ob es zersplittert, bloß abplattet oder sogar heil austritt, ficht nur das Opfer an. Dagegen fordert der Sehstrahl<sup>88</sup>, indem er sich für ein bestimmtes Ziel entschei-

---

85 | [Vgl.] Ovid, Metamorphosen, III, 346ff.

86 | [Johann Wolfgang Goethe,] Farbenlehre, Didakt[ischer] Teil, Vorwort.

87 | Ebd., § 695. Die beiden Paragraphen 695 und 696 haben die gemeinsame Überschrift »Wie entschieden die Farbe sei.«

88 | Vgl. Anm. 83.

det, selber seine Bestimmung heraus: den Blick, welcher er ist, modifi- *Modi des Spiegelblicks*  
ziert der Blick, den er hat.

Der Blick unserer Augen sieht etwas, wie der Pfeil des Bogens die Scheibe trifft, doch niemals kommt er *unversehens* ins Schwarze. Man könnte den Sehstrahl *einen entschiedenen Treffer des Sichtbaren* nennen, abermals an Goethe erinnert, dem der Fisch ein »entschiedener Bewohner« des Wassers war, weil er »durch das Wasser zum Wasser« gebildet worden<sup>89</sup>, oder das Auge *ein entschiedenes Organ des Lichtes*, weil es ihm sein Dasein verdanke.<sup>90</sup> Der Blick empfängt, was er ist, vom Anblick, seine Bestimmung ist das *Erblicken*, ihn bilden die Aspekte zum Sehen. Da indes die Ansicht wechselt, variiert auch der Blick; *beide ereilen sie einander*. So ist der Blick, als Zeugung und Empfängnis seiner Bilder, *von androgyner Art*. Wir erkennen durch das Sehen einen Gegenstand, wie Adam noch in Luthers Sprache sein Weib »erkannete«<sup>91</sup>: nämlich Söhne und Töchter mit ihr zeugte, Bilder seiner selbst;

---

89 | Zitiert nach Hans Lipps, Goethes Farbenlehre. Ansätze zu einer Interpretation (in: H. Lipps, Die Wirklichkeit des Menschen, Frankfurt a.M. 1954, S. 109). Vgl. dazu Goethe, Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre (Weimarer Ausgabe, Reprint 1987, Bd. 71, S. 221): »Der Fisch ist für das Wasser da, scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch um darin zu werden.« – Ähnlich heißt es in Goethes »Einleitung in die vergleichende Anatomie« (Weimarer Ausgabe, Bd. 72, S. 20): »So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe.« – Grundsätzlich formuliert Goethe (Anwendung verschiedener Prinzipien auf den Typus, dessen Bildung und Abänderung; Weimarer Ausgabe, Bd. 72, S. 312f.): »Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet. Daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.«

90 | [Johann Wolfgang Goethe,] Farbenlehre, Didakt[ischer] Teil, Einleitung.

91 | 1. Mose 4,1. Vulgata: »cognovit uxorem suam [\* Er erkannte sein Weib].« – Vgl. Grimm DWB, Dritter Band 1862, unter »erkennen«: »den uralten Zusammenhang des Wortes mit zeugen und gebären legt am deutlichsten das ags. *cennan* >parere<, *cennend* >praegnans<, *ācenned* >natus, genitus< vor augen. da beide Wörter und Bedeutungen auch schon im Beowulf erscheinen, lassen sie sich kaum auf geistliche Einwirkung zurückleiten; alts. ist *kennid* >genitus<, ahd. *kichennit* >gignit< und >nascitur<, *archennit* >gignit<, der bibli-

*Spiegelblicke* doch »erkannte« sie auch ihn. Allerdings ist, was Mann und Frau erst zusammen sind, unser Blick *in einem*: er hat das Bild als seine Schöpfung *und* als seine Konzeption.

7. Vor Spiegeln leuchtet die Androgynie des Blickes, insofern dessen Modi in *auch-*, *nur-* und *nie*-spekulare differenzierbar sind, exemplarisch ein. *Den Blick* zu analysieren, ohne auf *Spiegelblicke* aufmerksam zu sein, mag Physiologen und sogar einem Johannes Müller, nicht aber Philosophen und zumal keinem Sartre hingehen. Kaum weniger negligent als Merleau-Ponty, kommt Sartre auf Spiegelung *qua Reflexion* zwar zu sprechen, z.B. auf »le «reflet-reflétant» réfléchi [\* das reflektierte Widergespiegelte-Wiederspiegelnde]« und »un «reflet-reflétant» réflexif [\* ein reflexives Widergespiegeltes-Widerspiegeln-des]«<sup>92</sup>; *der Spiegel selber*, obschon er im Abschnitt »Le regard« (L'être et le néant, III.1,4) thematisch so naheliegt, bleibt *unbedacht*. Nicht bestritten wird die Gültigkeit der Analyse, wohl aber ihre Vollständigkeit.

Einer der phänomenologischen Befunde, denen das Fehlen des Spiegels zum Verfehlen ausschlägt, liefert ein Analogon zu jenem Ausschlußverhältnis zwischen Wahrnehmung und Bewegung, dem Prinzip der Drehtür: *Blick oder Augen*; »il faut que ce soit l'un ou l'autre [\* es kann nur eins oder das andere sein]«.<sup>93</sup> Wie erinnerlich, gilt das consulto auch *Verdrängung* genannte Prinzip *nicht vor dem Spiegel*; schauen wir hinein, ob wir *über unserem Blick auf uns selbst* unserer Augen noch gewahr werden. Zunächst sehen wir jedoch, mit Sartre, von Spiegeln ab: »Sans doute, ce qui manifeste *le plus souvent* un regard, c'est la convergence vers moi de deux globes oculaires. Mais il donnera tout aussi bien à l'occasion d'un froissement de branches, d'un bruit de pas suivis du silence, de l'entre-baïlement d'un volet, d'un léger mouvement d'un rideau. Pendant un coup de main, les hommes qui rampent dans les buissons saisissent comme *regard à éviter*. Non deux yeux, mais toute une ferme blanche qui se découpe contre le ciel, en haut d'une colline. [...] Or, le buisson, la ferme ne sont pas le regard: ils représentent seulement *l'œil*, car l'œil n'est pas

---

sche sprachgebrauch führte als edeln ausdruck ein oder bestätigte *cognoscere feminam*, wie es bereits das classische latein auf den concubitus anwendete.«

92 | Jean-Paul Sartre, *L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique*, Paris 1943 (hrsg. 1960), S. 359 [dt. von Justus Streller in: *Das Sein und das Nichts* (Anm. 98), S. 392f.].

93 | Ebd., S. 316 [dt. S. 345].

saisi d'abord comme organe sensible de vision, mais comme support *Modi des du regard*. Ils ne renvoient donc jamais aux yeux de chair du guet- *Spiegelblicks* teur embusqué derrière le rideau, derrière une fenêtre de la ferme: à eux seuls, ils sont déjà yeux. [\* Ohne Zweifel ist das Sichrichten zweier Augen auf mich dasjenige, was am häufigsten einen Blick offenbart. Aber er würde ebensogut gelegentlich eines Raschelns von Zweigen, eines von Stille gefolgt Geräusches von Schritten, eines halb offenstehenden Fensterladens, der leichten Bewegung einer Gardine gegeben sein. Bei einem Handstreich erfassen die Männer, die durch das Gebüsch kriechen, als einen zu vermeidenden Blick nicht zwei Augen, sondern ein ganzes weißes Bauernhaus, das sich oben auf deinem Hügel gegen den Himmel abzeichnet. (...) Das Gebüsch und das Bauernhaus sind also nicht der Blick: sie stellen nur das Auge dar, denn das Auge wird zunächst nicht als Sinnesorgan für das Sehen aufgefaßt, sondern als Träger des Blickes. Sie verweisen also nie auf die körperlichen Augen des hinter dem Gebüsch, hinter einem Fenster des Bauernhauses versteckten Aufpassers: für sich allein sind es schon Augen.]«<sup>94</sup>

Das bisher Zitierte bedarf keiner speziellen Obacht auf Spiegel; sie geben darin, nehmen wir species ernst, *keine besondere Art* das Genius Ding ab, sind den Dingen vielmehr als etwas in derselben Weise wie diese Vorhandenes *zuzurechnen* (συναριθμεῖν<sup>95</sup>). Nicht anders als das sich bewegende Gebüsch oder das weiße Bauernhaus, die Sartre anführt, erfasse ich auch den Spiegel, mittels dessen ich mich belauert meine, als einen zu vermeidenden Blick; auch der Spiegel *ist nicht der Blick*, sondern stellt nur *das Auge*, den Träger des Blickes, dar. Eigentlich *spekulare* Probleme treten ebenfalls nicht auf, wenn Sartre fortfährt, der Blick sei weder »une qualité parmi d'autres de l'objet qui fait fonction d'œil [\* eine der verschiedenen Eigenschaften des Objektes, das als Auge tätig ist]«, noch sei er »la forme totale de cet objet [\* die ganzheitliche Gestalt dieses Objektes]«.<sup>96</sup> Doch werden sie unausweichlich, wenn er dem Blick abspricht, »un rapport à mondain qui s'établit entre cet objet et moi [\* eine <weltliche> Beziehung, die zwischen dem Objekt und mir entsteht]«<sup>97</sup> zu sein; denn zwischen mir und dem Spiegel als diesem Objekt besteht eine solche Beziehung zweifellos. Ich bin eben *nicht* »weit davon entfernt, den Blick an jenen

---

94 | Ebd., S. 315f. [dt. S. 344].

95 | Näheres siehe im letzten Absatz von I.2.7, insbesondere in Anm. 105 [auf S. 71f.].

96 | J.-P. Sartre, [L'être et le néant,] a.a.O. [Anm. 92], S. 316 [dt. S. 344]

97 | Ebd. [dt. S. 344].

*Spiegelblicke* Objekten, die ihn offenbaren, wahrzunehmen [...]«<sup>98</sup>, sobald ich ihm auf (Sartre: »sur«) einem *Spiegel* begegne.

Der letzte, vorwegnehmende Satz gehört bereits zu der sich unmittelbar anschließenden Passage, die gleichsam eine *Antwort des Spiegels*, überdies das phänomenologische Verfahren der ἐποχή zu provozieren scheint: »Bien au contraire, loin de per-cevoir le regard sur les objets qui le manifestent, mon appréhension d'un regard tourné vers moi paraît sur fond de destruction des yeux qui ›me regardent: si j'appréhende le regard, je cesse de percevoir les yeux: ils sont là, ils demeurent dans le champ de ma perception, comme de pures *présentations*, mais je n'en fais pas usage, ils sont neutralisés, hors jeu, ils ne sont plus objet d'une thèse, ils restent dans l'état de ›mise hors circuit‹ où se trouve le monde pour une conscience qui effectuerait la réduction phénoménologique prescrite par Husserl. Ce n'est jamais quand des yeux vous regardent qu'on peut les trouver beaux ou laids, qu'on peut remarquer leur couleur. Le regard d'autrui masque ses yeux, il semble aller *devant eux*. [ \* Ganz im Gegenteil: weit davon entfernt, den Blick *an* jenen Objekten, die ihn offenbaren, wahrzunehmen, erscheint meine Auffassung eines auf mich gerichteten Blickes auf dem Grunde einer Zerstörung der Augen, die ›mich erblicken: wenn ich den Blick erfasse, nehme ich die Augen nicht mehr wahr: sie sind da, sie verbleiben in meinem Wahrnehmungsfelde als reine *Darbietungen*, aber ich mache von ihnen keinen Gebrauch, sie sind neutralisiert, nicht mit im Spiele, sie sind nicht mehr Gegenstand einer Setzung, sie verbleiben im Zustand des ›Ausgeschaltetseins‹, in dem ich die Welt für ein Bewußtsein befindet, das die von Husserl vorgeschriebene phänomenologische Reduktion ausgeführt hat. Niemals kann man Augen, die einen ansehen, schön oder häßlich finden, kann man ihre Farbe feststellen. Der Blick des Anderen verbirgt seine Augen, er scheint *vor ihnen* zu stehen.]«<sup>99</sup> Da Sartre die Analyse hier beendet, glaubt er unseren Blick der Alternative »percevoir le monde [ \* die Welt wahrnehmen]« oder »saisir [...] un regard fixé sur nous [ \* einen auf uns gerichteten Blick erfassen]« ausgesetzt: »C'est que percevoir, c'est *regarder*, et saisir un regard n'est pas appréhenser un objet-regard dans le monde (à moins que ce regard ne soit pas dirigé sur nous), c'est prendre conscience d'être *regardé*. [ \* Wahrnehmen ist nämlich *erblicken*, und einen Blick erfassen ist nicht ein Blick-Objekt

98 | Zitiert nach der deutschen Übersetzung: Jean-Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, erste vollständige dt. Ausgabe, Hamburg 1962, S. 344.

99 | J.-P. Sartre, [L'être et le néant,] a.a.O. [Anm. 92], S. 316 [dt. S. 344].

in der Welt auffassen (es sei denn, dieser Blick wäre nicht auf uns *Modi des gerichtet*), es ist vielmehr Bewußtsein davon erlangen, *erblickt zu wer- Spiegelblicks den.*]«<sup>100</sup> Wer möchte jemals, den eigenen *Blick im Spiegel* erfassend, eines *Erblickt-seins* bewußt werden?

Das Phänomen, daß der *nicht*-spekulare Blick die Augen, welche ihn auf mich richten, hinter sich verschwinden lasse, mag trefflich beobachtet und treffend beschrieben, die Wendungen, sie seien dann »neutralisés [\* neutralisiert]«, seien dann »hors jeu [\* im Spiele]«, mögen metaphorisch gelungen sein; zur Berufung auf Husserl taugen weder jenes Phänomen noch diese Metaphern. Daß die Augen nicht mehr »objet d'une thèse« (einer ›Setzung‹), sondern Objekt des »mise hors circuit« (des ›Ausgeschaltetseins‹<sup>101</sup>, der ›Einklammerung‹) seien, ist *phänomenal* nicht aufweisbar, es ist eine *theoretische*, nämlich die *phänomenologische* Einstellung, damit das *reine*, d.h. *nicht auf das Ich bezogene* Phänomen allererst zur Anschauung komme.<sup>102</sup> Nur, taugt diese ἐποχή überhaupt für meinen *Spiegelblick*? Vermag ich *bei meinem Blick mir in die Augen* überhaupt diese Augen dem »rapport mondain«, der weltlichen Setzung zu entziehen? Man ist versucht, die Antwort in einem Beispiel abzutun: dem Spiegelblick einer Dame wie der Herzogin von Guermantes. Deren Augen sind *auf Spuren aus*, nach Inkorrektheit, wenn schon nicht nach Schönheit, *spähend* en détail, auch in Details *ihrer selbst*.<sup>103</sup> Aber diese exemplifizierende Antwort tut der Frage kaum genug, man entdecke denn *das Spezielle* darin. Auch der Spiegel als solcher gehört zu den Dingen der Welt, freilich *nicht in derselben Weise*, wie Dinge sonst zu ihnen gehören; so ist auch seine *Weltzugehörigkeit*, wie er selber, *von besonderer Art*. Man *nivelliere* den Spiegel, argumentiert Josef König<sup>104</sup>, »wenn man ihn, der allerdings so gut ein Ding ist, wie das Ding, das er spiegelt, *unter die Dinge rechnet*« (συναριθμεῖν τι τινὶ<sup>105</sup>). Aber »das Tiefere« sei,

---

100 | Ebd. [dt. S. 344].

101 | So die dt. Übersetzung, S. 344.

102 | Vgl. dazu etwa Edmund Husserl, *Die Idee der Phänomenologie. Fünf Vorlesungen*, hrg. u. eingel. von Walter Biemel, Husserliana, Bd. II, 2. Auflage, Haag 1958, S. 44f. – Vgl. auch Werner Marx, *Die Phänomenologie Edmund Husserls. Eine Einführung*, München 1987, S. 24ff., S. 32ff. zu ἐποχή.

103 | Dieser Satz steht, etwas abweichend, in meinem Essai »Canetti. Verblendung und Verwandlung« (in: J. Schickel, *Spiegelbilder. Sappho/Ovid, Wittgenstein/Canetti, Marx/Piranesi. Interpretationen*, Stuttgart 1975, S. 92); er gehört seit 1958 in den Zusammenhang der »Spiegelschrift«.

104 | J. König, [Sein und Denken.] a.a.O. [Anm. 11], S. 69f.

105 | Vgl. ebd., S. 69, Anm. 1: »So gebraucht z.B. Aristoteles das Wort an

*Spiegelblicke* »daß dennoch nur auf diesem *Wege* der Unterschied beider *unverlierbar* gemacht werden kann. Denn *unumkehrbar* und *insofern unverlierbar* ist *im Unterschied* zu dem Ding, das gespiegelt wird, *der Spiegel* das Ding, das *jenes spiegelt*.«<sup>106</sup> Um Königs Argument aufzunehmen: Wie der Spiegel wird auch der *Spiegelblick* nivelliert, wenn man ihn, der allerdings so gut ein Blick ist, wie sonst ein Blick, der etwas sieht, *unter die Blicke rechnet*. Ebenfalls gilt: Allein *im Unterschied* zu einem Blick, der die Welt (mitsamt den Augen) auszuschalten scheint, ist der *Spiegelblick* ein Blick, der die Augen (mitsamt der Welt), anstatt sie einzuklammern, *im Vollzuge seines Sehens zur Setzung bringt*.<sup>107</sup>

8. Wir kommen zum Sehen erst, wenn wir erblicken, und nicht schon, wenn wir mit unserem Blick agieren; das eine ist sowenig das andere wie *gehen* und *zum Ziele kommen*. Was philosophisch im Hintergrund liegt, wird an einer Distinction des Aristoteles deutlich: »[...] man sieht zugleich [»ἄμα«; J. S.] und hat gesehen, überlegt und hat überlegt, denkt und hat gedacht<sup>108</sup>; aber man lernt nicht und hat gelernt [...] durchschreitet nicht zugleich (»ού γὰρ ἄμα«) und hat durchschritten, baut nicht und hat gebaut [...].«<sup>109</sup> So hat die Kolonne eine

---

einer überhaupt, aber hier lediglich in logischer Rücksicht, denkwürdigen Stelle (1097 b). Die Rede ist dort von der Eudaimonie. Und Aristoteles sagt nun: sie sei das am meisten Begehrte unter allem Begehrten. Die Eudaimonie ist also *ein* Begehrtes: die nivellierende Bestimmung! Allein sie ist es μὴ συναριθμουμένην, d.h. als ein nicht zu dem (übrigen) Begehrten oder *unter das* (übrige) *Begehrte zu Zählendes* oder *zu Rechnendes*.« – Zur Eudaimonie siehe das Scholion »Leibniz: Miroirs vivants« [in diesem Band ab S. 299].

106 | J. König, [Sein und Denken,] a.a.O. [Anm. 11], S. 70.

107 | Die entgegen Sartre behauptete Geltung dieses Zur-Setzung-Bringers vermag hinsichtlich *der Augen* wohl einzuleuchten, hinsichtlich *der Welt*, einer von eigenartiger Art, ist sie freilich zu begründen. Siehe darüber die Studie »Spiegelwelten« [von Schickel nicht ausgearbeitet]. – Husserl betreffend, verweise ich auf Anm. 32 (zu I.1.3 [auf S. 27]) und das im zugehörigen Text Gesagte.

108 | Bezuglich dieser Parallelität von Sehen und Denken erinnere ich an das im letzten Absatz von I.1.6 Gesagte [auf S. 39].

109 | Aristoteles, Met[aphysik] 1048 b23-31. Da ich diesen Passus zum Gegenstand des erwähnten Aristoteles-Scholion mache, begnüge ich mich hier mit einer, an Eugen Rolfs (Philos[ophische] Bibl[iothek], Bd. 3, Leipzig 1928) angelehnten deutschen Übersetzung. Hinzugefügt sei die versio latina: »[...] videt et vidit, sapit et sapuit, intelligit atque intellexit; sed non discit et didicit [...], non [...] simul ambulat et ambulavit, neque aedificat

Furt durchschritten, *sobald* sie das andere Ufer erreicht; *ist* sie indes- *Modi des* sen dort, durchschreitet sie die Furt *nicht mehr*. Während an einem *Spiegelblicks* Haus gearbeitet wird, baut der Architekt es noch und hat es nicht bereits gebaut. Derlei Tätigkeiten sind laut Aristoteles lediglich »*Wege zum Ziel*« (»τῶν περὶ τὸ τέλος«<sup>110</sup>), zum jenseitigen Ufer oder zum schlüsselfertigen Haus, selber ist »*kein Ziel*« (»οὐδεμία τέλος«<sup>111</sup>). Er nennt sie daher »*Bewegungen*« (»κινήσεις«<sup>112</sup>); denn auch diese haben ihr Ende nicht in sich selber, sie dauern fort, bis sie zur Ruhe kommen. Was aber noch in Bewegung ist, sich wie ein dahinfliegendes Geschoß, wie eine marschierende Kolonne noch *unterwegs* befindet, hat seine Aufgabe *erst zum Teil verwirklicht*: die Kolonne mag von der Furt abirren, das Geschoß vorzeitig krepieren. Solange die Bewegung andauert, sind Zufälle nicht ausgeschlossen, bleiben Möglichkeiten offen, solange ist sie »*unvollendete Bewegung*« (»κίνησις ἀτελής«<sup>113</sup>).

Beim Sehen nun soll es anders sein: es ist eine »*Tätigkeit, in* welcher sich das Ziel findet« (»ἐκείνη ἐνυπάρχει τὸ τέλος καὶ ἡ πρᾶξις«<sup>114</sup>), es trifft einen Punkt, *in dem* es ihn visiert. Wer einen Feind *sieht*, verlor die Möglichkeit, ihn *übersehen* zu haben, während die Kugel, ob aufs genaueste gezielt, *bis zuletzt* ihn fehlen kann. Als Bewegung lässt sich das Sehen keinesfalls fassen: wer sollte es, das in seinem eigenen Augenblick, einem einzigen, irgendwohin kommt *und zugleich* da ist, *unterwegs* aufzuhalten. Es muß als *in sich vollendete Wirklichkeit* (qua *Wirksamkeit*) bestimmt werden oder, mit dem Aristotelischen Terminus, als »*ἐνέργεια*«.<sup>115</sup> Anders als die Augen der niederen Tiere, »die noch nicht das >enthalten<, was im Auge >als Ziel begriffen<«<sup>116</sup> ist«, schreibt Hans Lipps, auf Aristoteles sich berufend<sup>117</sup>, »hält sich das Sehen des

---

et aedificavit [...].« Erste Formulierungen zu diesem Abschnitt I.2.8 finden sich in meinen *Essais* »Piranesi. Schwarze Träume aus Stein« (in: J. Schickel, *Spiegelbilder*, a.a.O. [Anm. 103], S. 121ff., S. 130f.) und »Mo Ti. Der Spiegel und das Licht« (in: J. Schickel, *Große Mauer, Große Methode. Annäherungen an China*, Stuttgart 1968 (als Taschenbuch Frankfurt a.M. 1976), S. 305f.) [in diesem Band ab S. 347].

110 | Met[aphysik] 1048 b19.

111 | Met[aphysik] 1048 b18.

112 | Met[aphysik] 1048 b28.

113 | Met[aphysik] 1048 b29.

114 | Met[aphysik] 1048 b22f.

115 | Met[aphysik] 1048 b34.

116 | Goethe, zit. nach H. Lipps, *Goethes Farbenlehre*, a.a.O. [Anm. 89], S. 110.

117 | Ebd., S. 110 f.; Met[aphysik] 1048 b18–36.

*Spiegelblicke* Menschen in seinem eigenen Ziel: man will ›zum Sehen‹ kommen. Das Sehen des Menschen ist etwas, was – wie auch das Denken – in einem ausgezeichneten Sinn ›vollzogen‹, aber nicht nur betätigt wird.«

Jedoch scheint der Satz, daß unser Sehen nicht Bewegung sei, vielmehr *im Augenblick* vollendete Wirklichkeit, auch anfechtbar zu sein. Gemäß einer plausiblen Etymologie liegt dem Sinogramm ›chien‹ (›sehen‹), das Bild eines Licht aussendenden Auges zugrunde 見: sehr frühe Schreibformen zeigen einen um einen Punkt (Pupille) gezogenen Kreis (Iris) innerhalb einer Ellipse (Auge), von der Strahlen ausgehen.<sup>118</sup> Demnach meinten die Chinesen, aus ihren Augen falle Licht auf die Dinge, sie sichtbar zu machen. Diese Meinung wurde auch im antiken Griechenland geteilt, allerdings nicht von Aristoteles, der »zu der Ansicht (neigt), daß wir dadurch sehen, daß wir von außen her Eindrücke empfangen«.<sup>119</sup> Ähnlich dem brahmanischen Nyaya, nach dessen Aussage »ein feiner, unsichtbarer Feuerstrahl vom Auge zum

---

118 | Den prägnanten terminus technicus ›Sinogramm‹ für die chinesischen Schriftzeichen übernehme ich von Wolfgang Münke, *Die klassische chinesische Mythologie*, Stuttgart 1976.

Leon Wieger (*Caractères Chinois. Etymologie. Graphies. Lexiques*, 4. Auflage, Taichung [Taiwan; J. S.] 1963) und Bernhard Karlgren (*Grammata Serica Recensa*, Stockholm 1957) führen diese Etymologie nicht an. Karlgren bildet unter Nr. 241 b, c, d zwei Inschriften auf Yin-Knochen und eine auf Chou-Bronze ab: »The graph shows a ›man‹ with a big ›eye‹.« Hingegen steht in »Analysis of Chinese Characters, from Baller's Mandarin Primer. Based Mainly on Dr. L. Wieger's Etymological Lessons and the Shuo Wen«, o.O., o.J., unter Nr. 85 zu lesen: »chien, To see. This is the 147th radical, of characters relating to sight, perception. Wieger explains it as an eye, on a man (W. 158 C). But Chalfant\* finds a writing more ancient than the seal writing(:) [chien; J. S.], which is a picture of the eye emitting light.« Er bekräftigt diese Interpretation: »The Chinese believe that light comes out of a normal eye, enabling it to see.« Ich schließe mich seiner Interpretation an; sie leuchtet wegen der dahinterliegenden mikro-makrokosmischen Entsprechung (siehe Anm. 120) durchaus ein.

\*F. H. Chalfant, *Early Chinese Writing*, in: *Memoirs of the Carnegie Museum Pittsburgh*, 1906, 4,1. Chalfants picture ist den Abbildungen bei Karlgren sehr ähnlich, doch hat dessen Interpretation sich durchgesetzt.

119 | Ingemar Düring, Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens, Heidelberg 1966, S. 563. Düring führt S. 563, Anm. 43, zwei Belegstellen an: Top[ik] I 14, 105 b6: »όρῶμεν εἰσδεχόμενοί τι, οὐκ ἐκπέμποντες. [ \* Wir sehen, indem wir etwas in uns aufnehmen, nicht, indem wir etwas aussenden (Topik, griech.-dt., Bd. 1, hrg. und übers. von Hans Günter Zekl, Hamburg 1997, S. 33)].« De an[nima] II 7, 419 a17: »πάσχοντος γάρ τι

Gegenstand hineilt, um ihn zu erfassen«<sup>120</sup>, lehrte Empedokles (und, *Modi des wie manche behaupten, andere bestreiten, Platon*), »daß das Auge *Spiegelblicks* feueriger Natur sei, und daß das Sehen erfolge, indem das Licht aus

---

τοῦ αἰσθητικοῦ γίγνεται τὸ ὄραν [\* Denn das Sehen kommt zustande dadurch, daß das Wahrnehmungsvermögen etwas erleidet (Über die Seele, hrsg. von Ernst Grumbach, übers. von Willy Theiler, Darmstadt 1959, S. 37)].« Auch »De sensu« ist heranzuziehen.

120 | Walter Ruben, Geschichte der indischen Philosophie, Berlin 1954, S. 253. Ruben schreibt ebd.: »Kein Hinduphilosoph ist damals oder später bei diesem Problem auf den Gedanken gekommen, statt vom Gesichts-Feuerstrahl von den vom Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen und ihrer für den Hindu nicht meßbaren, ungeheuren Lichtgeschwindigkeit oder von Sternen, die viele Lichtjahre von uns entfernt sind, zu reden [...]. Die Hindu-Philosophen kamen von der uralten Tradition der Mikro-Makrokosmos-Analogie von Sonne und Auge nicht los, die letztlich der Nyayalehre (um 500 post) vom Lichtstrahl des Auges zugrunde liegt.« Vgl. dazu Nyaya Philosophy. Literal Translation of Gautama's »Nyayasutra« & Vatsyayana's »Bhasya« along with a free and abridged translation of the Elucidation by Mahamahopadhyaya Phanibhusana Tarkavagisa; part I, Calcutta 1967, S. 45f. (Elucidation von Sutren III 1,45 und III 1,34); part III, Calcutta 1972, S. 55 (für Sutra 34), S. 66ff. (für Sutra 45ff.). – Sutra 34 z.B. lautet: »Perception [...] is due to a specific form of contact between the rays (*rasmi*, i.e. the rays supposed to be radiating from the eyes) and the object.«

121 | Emil Wilde, Geschichte der Optik, vom Ursprunge dieser Wissenschaft bis auf die gegenwärtige Zeit, Erster Theil, Berlin 1838, S. 7. – Ob Platon womöglich ein Doppeltes gelehrt habe: daß *Lichtstrahlen* von den Dingen her in unsere Augen fielen, daß aber *Strahlen*, weder aus Licht noch aus Feuer, nämlich *Blickstrahlen*, von unseren Augen zu den Dingen hinkämen, untersuche ich in einem Scholion (vor allem am »Timaios« und am Calcidius-Kommentar) [von Schickel nicht ausgearbeitet]. Eine Sehtheorie, die sich des *Spiegels* argumentativ bedient, hat Adelard von Bath (Blüte zwischen 1116 und 1142) vorgetragen: »[...] im Gehirn wird eine gewisse feine Substanz hergestellt, die von der gleichen Beschaffenheit wie Feuer ist. Sie gelangt durch den Sehnerv ins Auge und dringt durch die Pupille nach draußen. Dieser »Sehhauch« (oder »feurige Kraft«) fährt dann mit phantastischer Geschwindigkeit zum sichtbaren Körper, wo ihm die Form des Körpers eingeprägt wird. Zurückgekehrt zu seinem Ursprung, teilt der Sehhauch diese Form dann der Seele des Beobachters mit.« Adelards Spiegel-Argument lautet nun, allein diese Theorie könne erklären, »wie man sich selbst im Spiegel sieht: der Sehhauch wird vom Spiegel zurück in das Gesicht des Betrachters reflektiert, empfängt dort dessen Form und kehrt über den Spiegel zum Auge

**Spiegelblicke** dem Auge, wie aus einer Laterne ausströme«<sup>121</sup>; die Optik Euklids und die Katoptrik Damians, gab deren Argumentation sich auch wissenschaftlicher, lehrten kaum anderes.<sup>122</sup> »Nach der Meinung einiger alten

---

und schließlich zur Seele zurück. [...] Adelard bezeichnetet die [...] Theorie als jene ›göttliche Meinung‹, die Platon im ›Timaeus‹ darlege, und er unterstützt sie durch einige lange wörtliche Zitate aus der ›Timaeus‹-Fassung von Chalcidius« (David C. Lindberg, Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler, Frankfurt a.M. 1987, S. 171f.). Vgl. Adelard von Bath, Die ›Quaestiones naturales‹ des Adelardus von Bath, hrsg. von Martin Müller, in: Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, Bd. 31/II, Münster 1934.

122 | Vgl. E. Wilde, Geschichte der Optik, a.a.O. [Anm. 121], S. 13 bzw. S. 62. – Zu Euklid sei M[ax] Herzberger, Strahlenoptik (Die Grundlehren der mathematischen Wissenschaften in Einzeldarstellungen [mit besonderer Berücksichtigung der Anwendungsgebiete]; Bd. XXXV), Berlin 1931, S. 179f., zitiert: »Bedenken wir, daß die Griechen annahmen, die Lichtstrahlen gingen vom Auge aus (Sehstrahlen!) zu den Dingen, so wird es verständlich erscheinen, daß im Altertum und im Mittelalter die Fragen der optischen Projektion das größte Interesse fanden. In der dem Euklid (ca. 300 v. Chr.) zugeschriebenen Optik finden wir eine eingehende Darstellung der Gesetze der Perspektive, in seiner Katoptrik finden wir eine Darstellung der Gesetze vom Sehen durch Spiegel. Als *Bildpunkt* bezeichnen Euklid und seine Nachfolger *den Punkt*, in dem der reflektierte Hauptstrahl das vom Objektpunkt aus auf den Spiegel gefällte Flächenlot schneidet. Erst Kepler gab für diese Wahl eine Begründung. Es handelt sich um den *sagittalen Bildpunkt*\*; dieser ist beim beidäugigen Sehen bevorzugt dadurch, daß wir meistens die Augen symmetrisch zur Meridianebene durch den Objektpunkt halten. Interessant ist, daß Euklid annahm, vom Auge gingen nur diskrete Lichtstrahlen aus; hierdurch konnte er die Tatsache erklären, daß Gegenstände nicht mehr gesehen werden können, wenn sie dem Auge in zu großer Entfernung, d.h. unter zu kleinem Winkel dargeboten werden.«

\* »*Sagittal*-, *Äquatorial*-, in Wortverbindungen wie S.-Ebene, S.-Schnitt, S.-Strahl usw. Hauptschnitt durch ein optisches System, in dem lediglich die Krümmungsmittelpunkte der Linsenflächen, nicht aber seitlich der optischen Achse liegende Ding- bzw. Bildpunkte liegen. Er steht senkrecht zur Meridionalalebene; in der üblichen Darstellung durch die zur Zeichenebene senkrechte Ebene wiedergegeben« (ABC der Optik, Hanau 1972). »*sagittal*«, von lat. »*sagitta*«, »Pfeil«.

Damianos von Larissa verfaßte wahrscheinlich »κεφάλεια τῶν ὀπτικῶν ὑπὸ θεοεών [ \* Grundlegende Thesen der Optik]«, deren dritter Teil der Katoptrik gilt: »[...] das Werk ist ohne Originalität, erlaubt aber die Rekon-

Mathematiker«, resümiert Gotthilf Heinrich von Schubert, »sollte das *Modi des Sehen* da geschehen, wo der vom rechten und der vom linken Auge *Spiegelblicks* ausgehende Strahl wie an der Spitze eines Kegels zusammenträfen«.<sup>123</sup> Schubert, *Naturwissenschaftler* nicht minder als *Naturphilosoph*, beeilt sich hinzuzusetzen, die physikalische Unzulänglichkeit solcher Ansichten habe schon Basilius nachgewiesen, »ein vertrauter Freund der Natur unter den Vätern«.<sup>124</sup>

Gewiß hätten sogar Anklänge an derlei Theorien, wären sie *nichts als Physik*, längst ausgedient, indes kommt ihnen noch *andere Bedeutung* zu. Daher beziehen wir das Recht, vom *Strahl der Augen* zu reden, welcher den Spiegel trifft. Daß jemand sein *Augenlicht ausschicke*, um etwas zu erblicken, ist nicht gemeint; diese Erklärung des Gesichts wurde vor der physikalischen und physiologischen Optik so unglaublich wie Überlieferungen, Kaiser Tiberius habe mittels der Phosphoreszenz seiner Augen im Dunkel sehen können.<sup>125</sup> Natürlich leuchten unsere Augen nicht, es sei denn, sie *reflektierten* Licht, allein auch ihr Reflex verblaßt angesichts des grünlich hellen Scheins, den das *tamentum lucidum* im Katzenauge selbst noch der Nacht zurückgibt. So viel ist sicher: damit *wir* die Dinge *sehen*, muß *ihr Abglanz* auf uns fallen. Die Wendung »Strahl der Augen« verstößt nicht gegen die Natur, ihr Sinn liegt *jenseits der Physik*. Die Wendung »Augenlicht« aber, was immer sie einst besagt hat, rechtfertigt sich, nunmehr schöne Metapher, im *Widerleuchten des Blickes*.<sup>126</sup>

Die zwei Wörter »visieren« und »Strahl«, bei Gelegenheit wie *anglegentlich* gebraucht, legen eine Spur zu anthropologischem Befund. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet als nhd. einzig noch gültige Bedeutung von »visieren«: »scharf ins auge fassen, den blick scharf auf einen punkt richten [...] im besonderen sinne zielen nach etwas«.<sup>127</sup> Wer irgendein Ziel *visiert*, der muß, um mit seinen Augen ins Schwarze

---

struktion von Versuchen des Ptolemaios über die Geraadlinigkeit des Sehstrahls und die Ausdehnung des Gesichtsfeldes« (Lexikon der Alten Welt, Zürich/Stuttgart 1965, S. 688).

123 | Gotthilf Heinrich von Schubert, *Die Geschichte der Seele*, Bd. 1, 5. Auflage, Stuttgart 1877, S. 212.

124 | Ebd.

125 | Überliefert bei Damian (siehe Anm. 122); vgl. E. Wilde, *Geschichte der Optik*, a.a.O. [Anm. 121], S. 61.

126 | Vgl. Grimm DWB, Zweiter Band 1860, unter »Blick«: »schön und oft verwendet unsere sprache *blick* vom licht und strahl des auges, das ja selbst das sehende, leuchtende ist.«

127 | Grimm DWB, Zwölfter Band (2. Abt[eilung]) 1951, unter »visieren«.

*Spiegelblicke* zu treffen, *in gerader Richtung* abkommen; beim Gewehr fixieren Kimme und Korn den Verlauf der Geraden. Ihr entlang verlaufen, *ebenso wie Pfeile*, die Sehstrahlen der Augen.<sup>128</sup> Die Etymologie signiert es: »Strahl, m., telum, sagitta, pilum; fulmen; radius. [...] auszerhalb des germ. kslav. stréla, f. ›pfeil‹ [...] als entlehnung noch aus der slav. gruppe lit. stréla-s, stréla m. f. ›pfeil‹. als urspr. bedeutung erscheint ›pfeil‹, wobei die wortfindung möglichst weit nach ostern zu schieben ist.«<sup>129</sup> Das Sehen also, obwohl es nichts von einem *Lichtstrahl* an sich hat, kann, ja *muß*, dennoch *als Strahl* begriffen werden. Wir sehen etwas *in der Weise* des Pfeilschusses, der Blick erreicht *pfeilgerade* sein Ziel. Auch daß wir sagen, *jemand faßt einen Gegner ins Auge* oder *er richtet den Blick auf ihn*, deutet die Nähe zum Bogenschießen an, doch wird kein Pfeil gerader gerichtet als der *Augenstrahl*; gewiß wird auch keiner schneller sein, und gäbe die Sehne ihm *Lichtgeschwindigkeit*. Nur der *Sehstrahl* trifft in einem einzigen Augenblick, *welcher sein eigener ist*, und hat bereits getroffen, nur im Schuß *dieses Pfeils* sind Bogen und Scheibe *eins*. Derselbe Pfeil fliegt auch vom Ich zum *Spiegel-Ich*. Nur vor dem Spiegel gilt, *daß ich mich sehe und zugleich gesehen habe*, also mich selbst erblicke. Die Zeit, die mich von meinem Photo distanziert, macht mir mein *Spiegelbild* nicht fremd.<sup>130</sup>

9. Ein Jahrhundert hat es gedauert, bis dem Ensemble der Augenbewegungen, das Johannes Müller 1826 zur *Constituante der Modi* des Gesichtssinnes erhoben hatte, der *Grundmodus* gefunden war: Helmuth Pleßner erkannte ihn 1923 in der *Strahligkeit qua Gerichtetheit* des Blicks. »Die Sehstrahlfunktion«, schrieb er in seinem Buch »Die Einheit der Sinne«, »darf man nicht in eine Summe von Augenmuskel-

---

128 | Auch die ballistische Kurve eines Geschosses und sogar der Seitwärtsbogen, in welchem Indianer ihren Tomahawk ins Ziel zu werfen vermögen, sind in der visierten Geraden fundiert.

129 | Grimm DWB, Zehnter Band (3. Abt.) 1957, unter »Strahl«. Die Verfasser fügen launig hinzu: »die Begriffe *blitzstrahl* und *sonnenstrahl* als mythische Requisiten haben unter nordischem Himmel keinen Platz, sie sind ein Geschenk der Antike.« – Hans Lipps schreibt: »Daß das Wort »Strahl« nicht mehr für den Pfeil verwendet wird, zeigt weniger einen Wandel in seiner Bedeutung als in der Auffassung dessen an, wofür es ursprünglich verwendet wurde« (in: *Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik*, 2. Auflage, Frankfurt a.M. 1958, S. 72, Anm. 5).

130 | Für diesen Satz gilt ebenfalls das in [Anm.] 103 [auf S. 71] Gesagte; er findet sich [in meinem Essai »Canetti. Verblendung und Verwandlung«] a.a.O. [Anm. 103], S. 95.

spannungen und Bewegungsempfindungen des Bulbus, Akkomoda- *Modi des* *tionsempfindungen usw.* auflösen wollen. Sie fundamentiert gerade *Spiegelblicks* alle diese Leistungen, und wäre sie nicht, so gäbe es kein eigentliches Sehen und die ganze optische Apparatur wäre hinfällig.«<sup>131</sup> Hinfällig wäre desgleichen, verstünden wir *Richtung* nicht, *die Möglichkeit* geometrischer Konstruktion: »Jede Figur und jedes Figurelement hat daran ihr *Apriori*.«<sup>132</sup> Folgerecht nimmt Pleßner an, die »Affinität der reinen Anschauung in der Geometrie zur Sehfunktion« könne kein barer Zufall sein.<sup>133</sup> Die *Aisthesis* des Sehens kommt mit der Kategorialität des Denkens, *eins das andre enthaltend wie enthalten das eine im andern*, ganz und gar überein; transzendentale Dialektik im Anfang.

---

131 | Helmuth Pleßner, *Anthropologie der Sinne*, [in: ders.,] *Gesammelte Schriften*[, Band III], Frankfurt a.M. 1980, S. 260f. Dieser Band enthält außer dem Buch »Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes«, Bonn 1923, aus dem ich zitiere, die Abhandlung »Anthropologie der Sinne« (aus: H. Pleßner, *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt a.M. 1970).

132 | Ebd., S. 259.

133 | Ebd. – Anm. zu I.2: Der Blick des Malers, der mittels eines Spiegels sich selber porträtiert, ist zweifellos den Spiegelblicken zuzurechnen. Unter deren *Modi* gebührt ihm, z.B. wegen seiner kunsttheoretischen Relevanz, sogar besondere Aufmerksamkeit. Gleichwohl erscheint mir die Studie »*Spiegelkunst*« [von Schickel nicht ausgearbeitet] als der angemessene Ort, den Spiegelblick des Malers zu behandeln [siehe dazu das Scholion »*Narziss* ...« ab S. 271].

